



Berlin, den 27. Oktober 1900.

Englisches Pflaster.

Der Sohn des Herrn Bernhard Ernst von Bülow, den 1880 Fürst Chlodwig zu Hohenlohe im Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes ersetzen sollte, hat am siebenzehnten Oktober 1900 den selben Fürsten zu Hohenlohe in den Ämtern des Reichskanzlers und preussischen Ministerpräsidenten abgelöst. Bernhard Ernst, der Neffe Heinrichs von Bülow, von dem die Geschichte meldet, daß er sich als Preußens Gesandter und Minister das Vertrauen der englischen Staatsmänner erwarb, war ein stiller, fleißiger Arbeiter, dessen Ehrgeiz nicht höher strebte als bis zu dem Ruhm, ein brauchbares Werkzeug bismärckischer Staatskunst zu sein. Die ihm untergeordneten Räte nannten den durch unermüdlich scheinenden Eifer und strenge Gewissenhaftigkeit ausgezeichneten Mann mit leisem, von Geringschätzung ganz freien Spott „die Heilige Krast“; und Bismarck sprach ihm den ehrenden Reflog: „Herr von Bülow ist der Last seiner Geschäfte erlegen. Fragen Sie jeden Arzt, der ihn behandelt hat: er ist zu Schanden gearbeitet worden und ist schließlich in seinem amtlichen Sessel, so zu sagen unter Feuer, geblieben.“ Sein Sohn Bernhard ist durch die übliche Diplomatenlaufbahn gegangen. Er hat zwanzig Jahre im Auslande gelebt, war den Botschaften in Rom, Paris, Petersburg attachirt und wurde, trotzdem er eine Italienerin geheiratet hatte und deutsche Diplomaten früher nie bei den Höfen der Länder beglaubigt wurden, denen ihre Frauen entstammen, 1893 aus Bukarest auf den Posten des Botschafters beim römischen Quirinal berufen. Seine Schwiegermutter, die Wittwe Marcos Minghetti, hatte dem Deutschen Kaiser den Wunsch ausgesprochen, ihre Tochter endlich wieder einmal in ihrer Nähe zu haben. Herr von Bülow blieb vier Jahre in Rom und wurde dann, im Ok-

tober 1897, als Staatssekretär ins Auswärtige Amt berufen. In dieser Stellung hat er sich bei der Presse sehr beliebt gemacht. Das war nicht schwer. Die großen Zeitungen, die mehr und mehr Nachrichtenmagazine werden, brauchen „Informationen“; die Geschäftsmänner, die solche Zeitungen leiten, glauben nicht, den Lesern eine andere Spiegelung der Ereignisse bieten zu müssen, als sie amtlich gewünscht wird, sind auch im Ausland meist ungenügend vertreten und halten ihre Pflicht für erfüllt, wenn sie die offiziell oder offiziös angebotenen Nachrichten weiterverbreiten. Diese Nachrichten und Informationen sind in den Auswärtigen Ämtern zu haben; und so ist es den Chefs dieser Ämter leicht gemacht, sich in der Presse Freunde zu werben. Die Journalisten, die dort verkehren, lernen liebenswürdige Herren von guten Manieren kennen, werden mit ausgesuchter Artigkeit behandelt und verlieren, auch wenn sie den Willen zu selbständigem Urtheil haben — und haben dürfen —, gewöhnlich bald das Gefühl dafür, daß ihnen die politischen Vorgänge stets in dem der amtlichen Geschäftsführung günstigsten Licht gezeigt werden und daß es die wichtigste Pflicht der Agenten einer angeblichen Großmacht wäre, jeden Vorgang zunächst solcher künstlichen Beleuchtung zu entrücken. Dieser Zustand muß den Zeitungslesern geschildert werden, damit sie erkennen, wie es kommt, daß selbst in Blättern, die für die Leiter der inneren Politik nur Gift und Galle haben, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten immer in hehrer Heldenpose erscheinen. Einen Minister von der behenden Geschmeidigkeit des Herrn von Bülow konnte es keine Mühe kosten, aus diesen Umständen, die ja sogar dem nicht diplomatisch geschulten Freiherrn von Marschall zur Glorie verholfen hatten, Nutzen zu ziehen. Dazu kommt, daß Graf Bülow selbst ein Journalistentemperament hat, die pointirte, leicht ins Ohr fallende Sprache des besseren Feuilletonisten spricht, den lauten Augenblickseffekt mehr liebt als die leise, aber weiter reichende Wirkung und sich, schon ehe er in Berlin einzog, in der Welt der modernen Schwarzkünstler werthvollen Anhang gesichert hatte. Was er klug säte, erntet er jetzt in Fülle. Wochen, Monate lang wurde, weil die Abonnenten ängstlich geworden waren, die asiatische Politik des Deutschen Reiches fast einstimmig verurtheilt; der Mann aber, der diese Politik leitete, wird als ein Genie, ein mit Geist, Takt und Glück überreichlich Begnadeter, gefeiert. Als Bismarck Ministerpräsident wurde, arbeiteten die damals noch kleinen Fabriken zur Herstellung öffentlicher Meinungen mit wüthendem Eifer gegen den „servilen Aristokraten“, dessen Politik dem Abgeordneten Waldeck „die Schamröthe ins Antlitz trieb“ und der aus dem Munde des Herrn Birkow hören

mußte, er „steure ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus“ und habe „kein Verständniß für nationales Wesen“. Als Graf Bülow die höchste Sprosse der Ehrenleiter erklettert hatte, wurden ihm in allen Tonarten Lobeshymnen gesungen und sogar seiner Frau — vielleicht, weil sie sich für die Unschuld des Herrn Dreyfus ausgesprochen hatte — ein blühendes Kränzlein aufs Haupt gedrückt. Der neue Kanzler ist wohl zu klug, um sich über den Werth solcher Huldigungen zu täuschen; er sieht den Uebereifer der hitzig apportirenden Bernhardiner am Ende nicht einmal gern. Wahrscheinlich wäre er lieber noch ein Weiches Staatssekretär geblieben; aber im Ausland war die Befürchtung aufgetaucht, für den Reichskanzlerposten könne Alfred Waldersee vorgemerkt sein, und deshalb mußte Graf Bülow schon jetzt in das Haus Wilhelmstraße 77 übersiedeln. Nach dem Umzug wird er bald merken, daß sein Prestige arge Beulen bekommen hat. Vor drei, vier Monaten konnten Leute, die nicht einsehen, daß der durch Deutschlands Haltung verschuldete Ausgang des Burenkrieges und die Cecil Rhodes erwiesenen Gefälligkeiten uns um die afrikanischen Hoffnungen gebracht haben, an die „glückliche Hand“ des Staatssekretärs glauben. Seitdem aber hat der als Reichstretter Verherrlichte zu viele Notizen in die Welt geschickt und zu viele Niederlagen erlitten, als daß seines Ruhmes Glanz nicht ein Bißchen verblichen sein sollte. Ein starker Staatsmann mußte die eine Note schreiben, die dem dringendsten Bedürfniß der Stunde entsprach und die Diagonale der großmächtigsten Forderungen traf. Graf Bülow hat unruhig umhertastet, ist von einer zur anderen Note und Nothposition rückwärts gegangen und hat die Wunden, die er sich auf dieser unbequemen Wanderung durch fremdes Terrain zuzog, schließlich mit Englischem Pflaster verklebt.

Der englisch-deutsche Vertrag, der beide Mächte in der chinesischen Politik einstweilen bindet, fällt noch in die Kanzlertage des Fürsten Hohenlohe: er wurde am sechzehnten Oktober abgeschlossen und erst am nächsten Tage wurde der alte Herr weggeschickt. Dennoch ist kein Zweifel darüber möglich, daß der Vertrag das Werk des Grafen Bülow ist, der ihn ja auch als seine erste Kanzlerthat dem Erdkreis verkünden ließ. Daß ein Staatssekretär, der sich selbst den Manager der kaiserlichen Politik genannt hat, ins ob erste Reichsamt berufen ward, ist kein Ereigniß von aufrüttelnder Bedeutung. An den Vertrag vom sechzehnten Oktober 1900 aber werden noch die Enkel des heute lebenden Geschlechtes der Deutschen in zorniger Trauer denken.

Wie von Bismarcks Entlassung bis zu Waldersees Triumphatorenreise noch jedes Unheil zeugende Handeln der neudeutschen Geschichte, wurde

auch der Abschluß dieses Vertrages zunächst mit Jubelgebrüll begrüßt. Dankadressen, die merkwürdig schnell aus allen Himmelsgegenden in die Wilhelmstraße gelangten, festliche Zeitungsfreude: Alles, was bei uns zur Inszenierung gehört, wenn wieder einmal ein Markstein errichtet werden soll. Einzelne Leute ließen sich sogar verleiten, von einem großen Erfolg deutscher Staatskunst zu reden. Diesen Erfolg konnte selbst der unfähigste Politiker jeden Tag haben. Die englischen Minister haben längst keinen sehnlicheren Wunsch als den, in Asien mit Deutschland zusammenzugehen, und sie hätten, um dieses Ziel zu erreichen, kein dem britischen Geschäftssinn irgend erträgliches Opfer gescheut. Jetzt haben sie es ohne Opfer erreicht, — und man wagt, uns von einem Erfolg deutscher Politik zu sprechen! Das neueste englische Blaubuch meldet, am ersten Juli 1900 habe die berliner Regierung Salisbury's Zumuthung, der Deutsche Kaiser solle den Zaren für den Gedanken einer japanischen Intervention in China gewinnen, kühl und entschieden zurückgewiesen, offenbar in der löblichen Absicht, sich dem russischen Mißtrauen nicht allzu intim mit England zu zeigen. Am sechzehnten Oktober 1900 ist diese kluge Ermägung dem Wunsche gewichen, empfangene Wunden dem Blick der Bosheit zu verbergen und in der asiatischen Hitze nicht ganz allein zu bleiben: die selbe berliner Regierung legt die „Grundsätze“ ihrer chinesischen Politik in einem Vertrag mit Salisbury fest. Die londoner Presse übertreibt nicht, wenn sie den Abschluß dieses Vertrages das für Europa wichtigste und für England erfreulichste Ereigniß der letzten Jahrzehnte nennt.

Dieses Urtheil stützt sich nicht auf den — ziemlich belanglosen — Inhalt des Vertrages, sondern auf die Thatsache, daß ein solcher Vertrag überhaupt abgeschlossen, die deutsche der englischen Politik offen, vor Aller Augen, verbündet werden konnte. Herr von Siers, der Gesandte des Zaren, schrieb im Februar dieses Jahres an Sir Claude Macdonald, den Vertreter der Britenkönigin am petinger Hof, im Grunde hätten nur zwei Mächte, Rußland und England, ernsthafteste Interessen in China. Das ist die russische, den Franzosen nicht sehr angenehm klingende Auffassung; es ist auch die englische. Und für den Tag, wo die beiden Hauptinteressenten in Asien zusammenstoßen würden, suchten die Briten sich längst schon deutsche Hilfe zu sichern. Diesem Zweck sollte Alles dienen, was Englands Regierung und Presse geleistet hat, seit das Deutsche Reich sich in Schantung niederließ, und namentlich, seit in der selben Provinz der englische Missionar Brooks ermordet wurde. Der Mord in der deutschen Einflußsphäre kam den Schläuflöpsen an der Themse sehr gelegen; ihn konnten sie brauchen. Die Sühne,

die China sofort anbot und gewährte, wurde nicht ausreichend befunden. Lord Salisbury forderte mehr; er wollte die Mandchu-Dynastie durch neue Demüthigung um den Rest ihres Ansehens bringen und hoffte, durch seine Energie die deutsche Regierung mitreißen zu können. Die hart bedrängten chinesischen Machthaber kamen in den Verdacht, Knechte des Auslandes zu sein, und mußten, um sich zu behaupten, der bisher geknebelten nationalen Leidenschaft die Fesseln lösen. Nun konnte in London die große Freye organisiert werden. Aus der Boxerbewegung, die, wie jetzt Jeder sieht, nur ein lokal begrenzter Aufstand war, wurde in Lügenmärchen eine Reichsrevolution gemacht, täglich wurden neue Gräueltaten erfunden, und als diese fast immer bündig widerlegten Berichte nicht mehr wirkten, wurden die — natürlich tendenziös gefärbten — Tagebuchblätter des Times-Korrespondenten ans Licht gezogen. Wer diesem tüchtigen Journalisten und guten Patrioten glaubt, muß Feuer und Schwert für die einzig zur Heilung Chinas verwendbaren Mittel halten; und die braven Deutschen sind ja gewöhnt, afrikanische und asiatische Vorgänge durch die britische Brille zu sehen. Zwar ist die Zeit der Fremdenlegionen vorbei und man kann in Hessen und Schwaben nicht mehr von verarmten Landesvätern deutsche Soldaten kaufen; aber vielleicht gelang es ohne Gelbaufwendungen, die deutsche Wehrmacht für Englands Zwecke zu gewinnen. In froher Hoffnung leuchtete das Auge der lieben Vettern, als an unserer Nordseeküste Schiff auf Schiff gerüstet und hinausgeschickt wurde, und manchem in Oxford Gebildeten ging wohl das vergilische Wort durch den Sinn: Sic vos non vobis fertis aratra boves. Die Hoffnung wuchs, als es im Bannkreis der deutschen Politik immer einsamer wurde. Allerlei Indiskretionen haben in London den Glauben geschaffen, zwischen den in Deutschland und Rußland regierenden Kaisern fehle das Band persönlicher Sympathie. Im August wurde die amtliche Sprache der zarischen Regierung gegen das Deutsche Reich unfreundlich. Solche Bestimmung hatte den Engländern einst zu dem Sansibarvertrag verholfen, der in Berlin damals auch als ein Erfolg weiser Staatskunst gefeiert wurde. Die Gelegenheit war günstig: der politische und der wirthschaftliche Hauptfeind der britischen Weltmachtzukunst, Rußland und die Vereinigten Staaten, hatten Deutschland geärgert; jetzt mußte man an das lange ersehnte Ziel kommen, jetzt oder nie. In welchem Theil Chinas haben die Deutschen die wichtigsten Interessen zu wahren? Im Yangtse Thal. Also erhebt Lord Salisbury für dieses Riesengebiet zunächst einmal, ohne das allergeringste Recht, den Anspruch auf ungehinderte Polizeiherrschaft. Er wird ausgelacht und der

französische Admiral Courrejolles fährt mit Kanonenbooten den mächtigen Strom hinauf, der auf den alten Jesuitenkarten der Blaue Fluß hieß. Doch die vom Geist der Wilhelmstraße Erleuchteten sehen eine Konzession darin, daß England erklärt: „Die an den Flüssen und an der Küste Chinas gelegenen Häfen sollen dem Handel und jeder sonstigen erlaubten wirthschaftlichen Thätigkeit für die Angehörigen aller Nationen ohne Unterschied frei und offen bleiben.“ Das ist die alte, historische Britentaktik: man fordert, was man zu fordern weder das Recht noch die Macht hat, und nennt das Aufgeben dieses frechen Verlangens dann feck eine Konzession.

Den Wortlaut des Vertrages, der nach den Kreuzzugsanfaren des Hochsommers wie eine Chamade klingt, kann jede Regierung, wird vielleicht jede unterschreiben. Und natürlich werden wir lesen, daß Deutschlands Verhältniß zum Zarenreich nie besser war als eben jetzt und daß die beiden Kaiser nächstens in alter Herzlichkeit einander umarmen werden. Solches Offiziösesgeschwäg kann an dem Urtheil über das Ereigniß vom sechzehnten Oktober nichts ändern; dieses Urtheil bleibe bestehen, selbst wenn Rußland die „Grundsätze“ annimmt und der Zar nach Berlin kommt. Kluge Politiker zeigen ihren Born nicht, ehe das Rachegericht in gekühlter Schüssel aufgetragen ist. Das Reich des langen Winters kann warten, kann sogar die Episode der nikolaitischen Friedensschwärmerei geduldig vorübergehen lassen; aber es kann nie, nicht eine Minute, künftig vergessen, daß der asiatischen Politik seines Todfeindes sich Deutschland da gerade verbündet hat, wo der einfache Menschenverstand ihm die strengste Neutralität empfahl. Die Viertelmilliarde, die der Heereszug nach China mindestens kosten und deren größter Theil ins Ausland fließen wird, kann das Deutsche Reich schließlich verschmerzen; länger wird die Erinnerung an den Tag im Gedächtniß haften, der zwischen Deutschland und Rußland den ersten unüberbrückbaren Interessengegensatz schuf und Waldersees Wort von der Möglichkeit eines europäischen Konfliktes verstehen ließ. Graf Bülow hat es für nützlich gehalten, das Werk dieses Tages als seine erste Kanzlerthat hinzustellen, und die Meute der Bernhardiner bellt freudig: eines großen Mannes Blick und Genie hat das Deutsche Reich vor der in Asien ihm drohenden Isolirung bewahrt. Der Augenblickseffekt mag einem hohen Adel und verehrlichen Publika die Wunden verbergen, die der Staatssekretär sich zugezogen hat; den Kanzler wird er nicht lange erfreuen. Die Aerzte, die seinen in stiller Arbeit gestorbenen Vater behandelt haben, können ihm sagen, ob es wohlgethan ist, auf eiternde Wunden Englisches Pflaster zu kleben.

Primitive Heilkunde.

Die heutige Medizin darf sich rühmen, sehr große Fortschritte gemacht zu haben. Das verdankt sie der Naturwissenschaft, besonders der Chemie und Physik, die ihr neue Heilfaktoren geliefert haben. Die im Gebrauch naturwissenschaftlicher Methoden gesammelten Erfahrungen haben auf weiten Gebieten, deren Grenzsteine die Antisepsis, die Serumtherapie, die Hypnose bezeichnen, das ganze Gebiet der Medizin revolutionirt und so viele neue Thatsachen und Hilfsmittel herbeigebracht, daß es heute doppelt interessant ist, zurückzublicken und nach den Vorstellungen und Annahmen Umschau zu halten, unter deren Einwirkung zum ersten Mal ein ärztliches Handeln entstand. Wir neigen ja zu der Annahme, eigentlich sei es immer so gewesen wie heute; und so begegnet man oft auch dem Glauben, das ganze Rüstzeug unserer pathologischen und therapeutischen Methoden sei stets, wie heute, begrifflich begründet gewesen. In Wirklichkeit ist jede Errungenschaft der Medizin erst nach langen Zeiten des Irrthums, der Absurbität, der Phantasterei gewonnen worden und alle diese Irrgänge spiegeln sich heute noch wieder, bald in gewissen Worten des ärztlichen Jargons, bald in weitverbreiteten populär-medizinischen Wunderlichkeiten oder in Gebräuchen der Naturvölker; die Betrachtung aller dieser Dinge zeigt uns nicht nur, wie weite Strecken die heutige Medizin von ihren Anfängen trennen, sondern sie führt auch in höchst merkwürdige Kapitel des Seelenlebens der Urzeit ein.

Die prähistorischen Medizinmänner wußten natürlich nichts von Anatomie. Das zeigen ihre bis auf uns vererbten Kunstanstriche. Kardis bedeutet im Griechischen sowohl Magen wie Herz und die heutige Medizin hat diese Bezeichnung noch für die Einmündungsstelle der Speiseröhre in den Magen; so bezeichnet auch der italienische Bauer mit „mal al cuor“ die Uebelkeit und den Magenschmerz. In Deutschland hört man das Wort Herzwasser für das wässerige Erbrechen der Schwangeren; also auch hier keine Unterscheidung zwischen Herz und Magen. Auch in der Recua Sprache bedeutet souco bald Herz, bald Magen oder Eingeweide und im Persischen dachiger bald Herz, bald Leber. In der Sprache der alten Ägypter bedeutet schilla Aber und Nerv und nach Grimm hat auch im Altdeutschen das Wort Aber diese beiden Bedeutungen.

Die Bezeichnung griechischen Ursprungs für Pulsader, Arterie, rührt daher, daß man annahm, diese Gefäße führten nicht Blut, sondern Luft. Die Unwissenheit in anatomischen Dingen führt natürlich zu wunderlichen Vorstellungen von Krankheitsvorgängen, die wir der Etymologie heutiger medizinischer Ausdrücke entnehmen. So galt der Krankheitsprozeß als Ausdruck eines Kampfes zwischen dem Individuum und dem in dessen Leib gefahrenen

Uebel. Daher stammen viele der Taktik und der Medizin gemeinsame griechische Ausdrücke. Zum Beispiel bedeutet Prophylaxe das Aufstellen von Vorposten gegen den Feind, Symptome sind Zwischenfälle eines Kampfes und den schlechten Ausgang der Schlacht bedeutet Synkope — ein gewaltiger Hieb —: ein Ausdruck, den wir heute von einem Zusammenbruch des Kranken, dessen Erholung aber noch möglich ist, gebrauchen. Agonie heißt eigentlich das Handgemenge in der Schlacht; Krönung war die endgiltige Entscheidung für die Kämpfenden, aus der sie als Sieger oder Besiegte hervorgehen, oder auch der Schlachttag überhaupt; und Diagnose bedeutete den Versuch, den Ausgang eines Gefechtes zu prognostizieren. Solche Ausdrücke sind Bezeichnungen aus den Ereignissen im Handgemenge und in den Einzelkämpfen, wie Homer sie schildert.

Die ältesten auf ein Heilverfahren bezüglichen Ausdrücke scheinen sämtlich aus der Wundbehandlung zu stammen. Das hebräische Wort rafa bedeutet heilen und nähen und das Wort rafe (für Rezi) bezeichnet Einen, der näht. Mafaoon, der Sohn des Asklepios, der Arzt des griechischen Heeres vor Troja, scheint seinen Namen von dem semitischen Wort Mawata zu haben, das Hieb bedeutet und von dem auch das Wort make — Schlacht — abgeleitet ist. Dieses Vorwürgen der Chirurgie ist schon C. Linius aufgefallen; man findet es auch bei den Naturvölkern von heute. So fand auch Cook auf Tahiti, daß die Wundärzte dort in der Behandlung von Verletzungen, Verrenkungen und Knochenbrüchen schon recht weit waren; solche Gefahren waren beim Kampf um die Nahrung und auf den Kriegszügen eben unvermeidlich, innere Leiden bei diesen Naturkindern aber äußerst selten. Ueber die Wirkung von Verletzungen kann man sich ja selbst eine Erklärung geben, Stoß, Hieb und Stich sind in ihrer Wirkung leicht verständlich und auch das dagegen anzuwendende Heilverfahren ist nicht schwer zu erkennen: das Auflegen von Schienen und Deckverbänden, Blutstillung, Waschungen werden früh schon verordnet. Die verhältnismäßig genaue Auffassung der Vorgänge bei Verletzungen führte nun zu höchst merkwürdigen Vorstellungen von inneren nicht chirurgisch heilbaren Leiden, die auch auf eine äußere Einwirkung zurückgeführt wurden. So bedeuten die meisten Ausdrücke für Hautkrankheiten eigentlich Hieb oder Stoß; diese Krankheiten wurden also als Folgen der Einwirkung einer äußeren Gewalt betrachtet, etwa wie das Entstehen von Striemen unter dem Stock oder der Peitsche. So bedeutet das Wort fersa eigentlich Peitschenhieb, wird aber heute für Krätze und im Venetianischen für Masern gebraucht. Der primitive Mensch kann sich nicht denken, daß sich die Ursachen von Krankheit und Tod im Inneren der Individuen selbst entwickeln können, und führt deshalb nicht bloß Hautleiden, sondern auch innere Leiden auf äußere Gewalt zurück. So kommt das griechische Wort

für taubstumm, kophos, von dem Zeitwort kopto, schlugen; so wird das lateinische plaga, der Pief, im englischen Wort plague zum Namen der Pest; und das Wort Apoplexie kommt von apoplessio, von fern her treffen. Die Hirnblutung wird auch im Italienischen und Deutschen als Schlag aufgefaßt und bezeichnet. Wenn man in der Urzeit von dem Gedanken beherrschet war, daß jede Krankheit aus äußerer Gewalteinwirkung entstehen müsse, eine materielle und direkte Gewalt aber nicht wahrnahm, dann mußte man auf den Gedanken kommen, daß diese Leiden von den unsichtbaren Pfeilen herrührten, mit denen die Götter die Menschen strafen oder warnten.

Die Griechen glaubten, Diana treffe die Menschen mit ihren Pfeilen. Aus der Vorstellung, daß die Krankheit von Göttern herrührt, entwickelten sich un- absurd erscheinende, lange Gedankenreihen, die ihren Urhebern ganz logisch vorkamen. Wenn Jemand krank wurde, so mußte Das an einer Schuld liegen, die er nun büßte. Daher der Ausdruck „von Gott gezeichnet“, der heute noch gebraucht wird und meist auf einen schweren, äußerlich sichtbaren körperlichen Mangel hindeutet mit dem Nebensinn, daß man sich vor dem Gezeichneten in Acht nehmen müsse; so erscheint im zweiten Buche Moses der Ausfay als göttliche Strafe und nur dann als heilbar, wenn man sich die Gottheit geneigt macht. Wenn ein Kranker ohne äußerlich an ihm sichtbare Zeichen verfiel und wenn gar solche Leiden epidemisch auftraten, so erschien Das widernatürlich. Dann mußte es eine von Gott gesandte Züchtigung sein, der man nicht einmal durch den Gebrauch von Heilmitteln zu widerstehen wagte. Daher kommt es, daß zahllose Krankheiten nach Heiligen benannt oder als von ihnen herrührend betrachtet werden; Spuren davon sind in den Nebennamen der Krankheiten noch in der heutigen Sprache der Ärzte zu finden. Die Epilepsie hieß morbus sacer, heißt in Italien noch *Sankt-Valentin-Krankheit*, bei den Slaven *boža wola*, Gottes Fügung.

Der als Gottheit verehete Mond war der Patron der Irren; Manie kommt von $\mu\alpha\gamma\alpha$, Mond, und lunatico, lunatique, lunatic bezeichnen den Geisteskranken. Deshalb wurde der Diana-Helate auch der Fisch Manias, Das heißt: Narr, geopfert und Diana konnte Geisteskrankheit senden. Ich erwähne ferner die Bezeichnung *Sankt-Beits-Tanz* für Chorea, *Sankt-Antons-Feuer* für Gürtelrose, *Mal de Saint-Pierre* für die Feuchtwarzen. Besonders sichtbar wird der angenommene Zusammenhang zwischen dem Wirken der Gottheit und dem Auftreten von Krankheit darin, daß gerade die der Gottheit wichtigsten, ihr am Nächsten stehenden Priester auch die Krankheit zu heilen haben; bei den Kalmücken giebt es für Arzt und Priester nur ein Wort, eben so bei den Kanaken auf Tahiti (tahova). Das griechische Helios lehrt im deutschen Heil wieder, ferner im englischen health (Gesundheit), während heilig und holy Gottgeweihtes bedeuten; Das heißt: Priester und Heilige waren Heilkundige.

In Apulien heißen noch heute Leute, die sich mit der Behandlung von Schlangenbisswunden befassen: Vettern des Heiligen Peter und der Heiligen Katharina oder Sanct Pauls Gäste; die Volkspezialisten für Hundswuth Sanct Nibbios Ritter, die für Fieber Söhne des Charfreitags. Die Heilwirkung eines Medicamentes konnte man sich nur als einen übernatürlichen Vorgang denken; so hängt Wunde mit Wunder zusammen; die Heilung einer Verletzung war aber ein Wunder; und es giebt noch heute Wunderkuren.

Vor noch nicht allzu lange verstrichener Zeit hielt man außer den Aerzten auch die Fürsten für Träger wunderbarer Heilkräfte, vielleicht, weil die Fürsten früher priesterliche Funktionen ausgeübt hatten und die Aemter des Herrschers und des Priesters verbunden gewesen waren. *Medicus* ist sprachlich das selbe Wort wie *medix* im Oskischen; bei den Oskern wurde aber der höchste Landes-Würdenträger so genannt. Im Griechischen ist das Wort *ἀσκλητήρ* für Herrscher von *ἀσκή* und *αἴω* abzuleiten, bedeutet also Heiler der Krankheiten. *Mal le roi* hießen im alten Französisch die Skrofeln (*Du Cange, Glossarium: Une maladie qui vient au col, c'est le mal le roi*). Man glaubte nämlich, der König von Frankreich könne Skrofulose durch Handauslegen heilen. Auch die Spanier zogen von Hause zur Hauptstadt, um da vom Könige geheilt zu werden. Der letzte französische König, der — am Tage seiner Krönung — Skrofulösen die Hand auslegte, war Ludwig der Sechzehnte. Die Skrofeln hießen übrigens auch in England *kings-evil*, weil auch dort der König die Halsdrüsengegend solcher Kranken mit der flachen Hand berührte. Er hatte diese Kraft in seiner Eigenschaft als französischer König und übte sie seit der Zeit, wo der irre Karl VI. seinen Sohn Karl den Siebenten enterbt und Heinrich den Fünften von England zur Thronfolge berufen hatte.

Den Einfluß dieser engen Beziehung zwischen Heilkunde und Religion spürt man auch in der Therapie; viele Kräuter, denen man Heilkraft zuschrieb, waren nach Göttern oder Heiligen benannt. So hieß bei den Griechen von der Artemis und heißt noch heute *Artemisia* ein Kraut, dem man die Kraft zutraute, die schwache Gebärmutter der Kreißenden zu stärken. Die Foubarbe der Franzosen heißt so von *Jovis barba* und wurde dann von den Deutschen Donnerbart genannt. Mit dem Christenthum wächst die Zahl der nach Halbgöttern benannten Heilkräuter; mit den Verbennen, dem Johanniskübel schmückten sich in der Johannismacht Männer und Frauen, Alte und Kinder, warfen sie angebrannt in die Mittsommerfeuer und glaubten, dadurch fürs ganze Jahr gegen Krankheiten gesiegt zu sein. Selbst der *Ricinus* wurde zur *Palma Christi*. *Jesus Christwurzel*, *erba della Madonna*, ist die *Balsamica vulgaris*. *Marien-Handschuh* ist die *Campanula trachelium* (*Sommerlockenblume*), *Madonnen-Rose* die *Rosa hiericontea*, *Marien-*

Röslein die Hundrose, Marienmantel die *Matricaria parthenium*, Marienrinze das *Tanacetum balsamicum*, Erva de Nostra Senhora der Cissampelus, Johannis-Händchen ein Farberkraut. Das Guajakholz hieß *lignum sanctum*, verschiedene Pflanzen *erba di San Giovanni*, *erba di Santa Barbara*, *erba di Santa Angelica*. Eine Distelart heißt *Carduus benedictus*, Segendistel. Papaver, Das heißt: Priesterkraut, nennt man eine Medizinalpflanze in Ungarn.

Die Kraft, die man den Heiligen und ihren Emanationen zutraute, wurde so geschätzt, daß in unserer Zeit noch in Neapel die Mönche von San Severino und von San Sosto als Präservative gegen allerlei Leiden die Anfangsbuchstaben der Worte: *In conceptione tua, Virgo, immaculata fuisti*, die Zeichen *ICTVIF*, verkauften. Die Initialen von: *Ora pro nobis patrem, cujus filium peperisti*, sollen nach diesen Mönchen, auf Papier gedruckt, in kleinen Streifen dieses Papiers, die man sich dazu abschneidet, wie Pillen mit einem Löffel Brähe oder einem Bißten Brot von Dem genommen werden, der sich vor einem Unheil bewahren oder von einem Leiden kuriren will.

Aus der personifizirenden Auffassung der Krankheiten stammen manche merkwürdigen Ansichten alter und nicht wenige neuerer Zeit. So sollten die Krankheiten schlimme Wesen sein, die Sprache und Musik verstehen und anhören und die sich, wie die Menschen, durch Eide binden lassen. Deshalb wurden zur Heilung Gesänge empfohlen, die nicht an den Kranken, sondern an die Krankheit gerichtet waren und sie beschwören sollten, auszufahren. Vom Worte *carmen* kommt nun *charme*, zauberhafte Anziehungskraft, und daher haben auch die als *carminativa* bekannten Dinge ihren Namen, die aber nicht aus Worten, sondern aus Chemikalien bestehen. Die *carminativa* der alten Schule von Salerno fänden übrigens eine sehr ausgedehnte Anwendung bei mancherlei Leiden.

Eine andere therapeutische Leistung: man beschwor die ausgefahrene Krankheit, nie wieder zur alten Wohnung im Leib des Kranken zurückzukehren. Das ist der Sinn des Exorzismus, der Bindung durch Schwur. Flavius Josephus schildert eine solche von einem gewissen Aezar vorgenommene Operation; dieser Medicinmann befreite durch Zauberformeln und Schwurlieder, die eben die Krankheit selbst zum Schwur zwangen, von schlimmen Leiden. Ähnliche Dinge sind heute noch bei Naturvölkern im Gebrauch. Auf Sumatra werden Epileptische durch Exorzismus von den ihnen innewohnenden Dämonen befreit; der Kranke wird in eine Hütte gebracht, diese wird angezündet und der Patient muß nun zusehen, wie er sich aus dem Brande rettet. Die Priesterärzte der Kalmücken erkaufen von dem „Erhit“ dem Dämon, die Erlösung eines Kranken durch Geschenke, durch Unter-

schlebung eines anderen Menschen oder dadurch, daß sie dem Kranken einen anderen Namen geben, so daß der Erlit ihn nicht wiedererkennt oder vergißt und so seinen Wohnsitz verliert. In südlichen Italien hängt man noch jetzt den kleinen Kindern silberne Glöckchen an, die den bösen Blick, also böse Einflüsse übernatürlicher Art, abwehren sollen. Vielfach wurden und werden Räucherwaaren gegen die bösen Dämonen der Krankheiten gebraucht; wie den wohlthätigen Mächten Weihrauch und Wohlgerüche gespendet werden, so wurden üble Düfte angewendet, um die bösen Geister zu verschrecken. Manchmal versuchte man auch dadurch, daß man den Kranken schlug, die bösen Geister zu vertreiben. Der Reisende Loria berichtet von der Austreibung von Krankheitsdämonen auf Neu-Guinea und erzählt, daß er große Erfolge mit Brausepulvern erreicht hätte, da die Kranken die entweichende Kohlensäure für den Dämon hielten und so durch Suggestion geheilt wurden.

Ein merkwürdiges Prinzip gewisser Heilverfahren besteht in der Aehnlichkeit oder einer anderen gearteten Beziehung zwischen bestimmten menschlichen Körperteilen und Eingeweiden auf der einen und organischen oder unorganischen Naturobjekten auf der anderen Seite. Man verwendete diese Dinge, als habe die Natur durch solche Aehnlichkeiten selbst auf Heilmittel hindeuten wollen. Spuren dieses alten Prinzips findet man noch heute in den Namen von Heilmitteln. Die Flechten haben im Griechischen einen Namen, der auch schuppenden Ausschlag bedeutet; die kustenartigen Bildungen, in denen manche Flechtenarten auftreten, erinnern an die Schuppen und Krusten mancher Hautkrankheiten und wurden deshalb gegen sie als Heilmittel angewandt. Die *Nymphæa* galt wegen des schönen Weiß ihrer Blüthe als *Antiaphrodisiakum*, weil man gewohnt war, die Virginität durch ein reines Weiß darzustellen. Wöchnerinnen erhielten die Wurzeln der *Aristolochia*, deren Formen an die des Uterus erinnert; die *Pulmonaria* und der lichen *pulmonaria*, englisch *link-wood*, deutsch Lungenkraut, haben ihre Namen von den weißlichen Flecken ihrer Blätter, die man ähnlich auch auf der Oberfläche gesunder Lungen findet, und wurden deshalb bei der Behandlung von Lungenleiden verwendet. Die *Saxifrageen*, die in Felspalten wachsen und deshalb deutsch *Steinbrech*, französisch *perce-pierre* heißen, wurden bei Steinleiden verwendet, weil ein Wesen, das mit seinen zarten Wurzeln Felsen zu sprengen vermöchte, auch im Stande sein muß, Blasensteine zu lösen. Die *Cassia fistula* wurde wegen der an Eingeweide erinnernden Form ihrer Schoten gegen Darmleiden gebraucht. Der *Amethyst* wurde, wie schon die Etymologie seines griechischen Namens zeigt, wegen seiner an Rothwein erinnernden Farbe gegen den Rausch verordnet. Spuren ähnlicher Vorstellungen, die auf Homologie zurückgehen, kann man in mancherlei Aberglaubensformen, in der Wahl bestimmter Amulette und besonders in den Gebräuchen des süd-

italienischen Volkes entdecken. Hier heißen alle röhlichen Steine Plutsteine und werden zur Blutstillung empfohlen. Gewisse weißliche Steine, die *latteruolo* heißen, sollen die Milch der Säugenden reichlich und nahrhaft machen. Gewisse Chalzedone, die länglich gestreift sind und *Serpentin* genannt werden, gelten für heilsam gegen Schlangen-, Insekten- und Salamanderbisse. Eins der merkwürdigsten Amulette, dessen Gebrauch auf solche Homologien zurückgeht, wird in Umbrien verwendet; es ist eine Silbermünze des Herzogs Rainer Farnese von Parma aus dem Jahre 1687. Das Volk legt diese Münze bei Gesichtskrause auf, denn das Anliß dieses aufgedunsenen Fürsten erinnert etwas an die geschwollenen Gesichter der an Mose Leidenden. Viele andere Substanzen, deren Name eine ähnliche Andeutung enthält, verdanken ihre theurapeutische Anwendung irgend einer phantastischen Ähnlichkeit mit einem Körpertheil. Die Mohrrübe hat wegen ihrer gelbrothen Farbe einen Ruf als Mittel gegen Gelbsucht. Die Krebsse sollen günstig auf die Blutbildung wirken, weil sie beim Kochen roth werden, und die Hale werden, weil sie sich beständig bewegen, gegen Lähmungen verordnet.

Außer den rein phantastischen giebt es in der primitiven Medizin auch eine Reihe rationellerer Bezeichnungen, die darauf zurückzuführen sind, daß eine Pflanze nach einer Krankheit genannt wird, nicht wegen äußerer Ähnlichkeiten, sondern, weil sie zufällig als wirksam gegen die Krankheit erprobt wurde. So heißt der Majoran, bei dem äußerlich nichts an die Leber erinnert, bei den Griechen *Hepatoria*, lateinisch *Hepatica* und deutsch Leberkraut, weil er bei Leberleiden wirksam ist. Manchmal sind solche Bezeichnungen zutreffend und beruhen auf guter Beobachtung, so die französische Bezeichnung *Yvraine* (von *ebrius*) für das *Lolium temulentum*; die venetianischen Bauern nennen diese Pflanze *erba embriaca*, Rauschkraut. Man konnte eben aus der Erfahrung seine betäubende Wirkung. Und nicht minder gut gewählt ist die Bezeichnung *Mutterkorn* für das *secale cornutum*. Das hohe Alter des Wortes zeigt, wie lange diese Eigenschaft schon bekannt gewesen sein muß.

Manche Krankheitsnamen weisen auf Thiere hin, bei denen ähnliche Zustände beobachtet worden sind; so deutet das Wort *Strofeln* auf einen bei der Sau beobachteten Zustand. Sehr merkwürdig ist die Herkunft des Wortes *Cataract*, womit man heute die Trübung der Augenlinse bezeichnet. Eigentlich bezeichnet es eine Pelikanart, die sich vom hohen Felsen ins Wasser auf ihre Beute stürzt. Dieser Vogel stürzt, wenn er alt ist, nicht selten, statt ins Meer, auf Klippen und die Griechen müssen an diesen verunglückten Vögeln ein Augenleiden gefunden und danach die Bezeichnung gewählt haben.

Solche Thatsachen sind interessant, nicht nur für den Historiker und Ethnologen, sondern namentlich, weil sie den Entwicklungsgang der Natur-

wissenschaft andeuten. Man sieht daran, daß der Fortschritt nicht in einer geraden Linie erfolgt, sondern daß, nach dem schönen Bilde Goethes, eine Spirale im Aufsteigen bestimmte Richtungslinien immer wieder schneidet. Die Zauberprüche und Beschwörungen des Alterthums kehren heute auf einem wichtigen Gebiete der Therapie, der hypnotischen Suggestion, in veränderter Form wieder. Die auf Homologien sich stützende Therapie ist durch Brown-Séquant wieder belebt worden und hat zur Entdeckung und Anwendung der inneren Sekretion der Organe geführt: Krankheiten, die durch Aufhebung oder Abschwächung dieser Funktion entstehen, werden geheilt oder gebessert durch den Genuß der entsprechenden Organe von Thieren (Schilddrüse, Ovaria u. s. w.) Selbst die Amulette scheinen in der Metallotherapie (Auflegen von Metallplatten auf gelähmte oder schmerzende Nerven) wieder aufzuleben. Diese Rückblicke, die den Zusammenhang zwischen Empirismus und Wissenschaft zeigen, mögen daran mahnen, daß Vieles, was wir heute mit Verachtung ansehen, doch auch Elemente der Wahrheit enthalten oder wenigstens dem Forscher Stoff zu unäglichem Nachdenken bieten kann.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



Ein Handbuch der Elektrotechnik.

Im alten Nürnberg war neulich in der Automobilausstellung auf einem Pfeiler eine unscheinbare, kleine Dynamomaschine zu sehen, nicht viel größer vielleicht als die heute von Lehrmittelanstalten gebauten Maschinen für die reifere Jugend. Darunter las man: „Erste Dynamomaschine, gebaut von Siegmund Schudert“. Kaß bei der Ausstellung sah man das neue städtische Elektrizitätswerk mit seinen großen, mehrere Tausend Kilowatt leistenden Maschinen, dicht an der Ausstellung fuhr die elektrische Straßenbahn vorüber und das Auge brauchte nicht lange zu suchen, um auf einem Transportwagen elektrische Defen zur Darstellung von Calciumkarbid oder eines ähnlichen Erzeugnisses der elektrochemischen Großindustrie zu entdecken. Die so in engem Rahmen deutlich sichtbar werdende vielseitige Entwicklung technischer Verwendung der Elektrizität hatte natürlich zur Folge, daß es für einen Einzelnen unmöglich wurde, dieses so ungeheuer angewachsene Gebiet vollständig zu übersehen, geschweige denn literarisch zu bearbeiten. Damit ein solches Werk, das sich zur Aufgabe macht, den heutigen Stand der Elektrotechnik erschöpfend darzustellen, jemals fertig werde, damit es nicht schon in seinem Anfang veraltet sei, mußte die Arbeit getheilt werden. Von dieser Ansicht ging auch der Herausgeber (Dr. G. Heinke von der Technischen Hochschule in München) des von S. Hirzel in Leipzig verlegten „Handbuchs der Elektrotechnik“ aus. Er hat den Stoff auf elf Bände vertheilt, die von verschiedenen Mitarbeitern zugleich in Angriff genommen werden

und von denen der vierte Band bereits erschienen ist. In der Aufzählung der Stoffgebiete, die in den elf Bänden behandelt werden sollen, fehlt — wenn man von der Elektrochemie, die sich, wie der Herausgeber in der Vorrede richtig bemerkt, zu einem Spezialgebiet der Chemie entwickelt hat, abzieht — nur die Schwachstromtechnik, also auch die Telephonie und Telegraphie. Daß der Herausgeber sich dieser Lücke bewußt war, beweist er durch folgende Bemerkung in der Vorrede: „Bereits seit mehreren Jahren ist durch die Differenzierung der technischen Anwendungen der Elektrizität oder der Elektrotechnik in weiterem Sinne ein innerliches Auseinandergehen in drei Haupttheile erfolgt: zunächst in die Schwachstromtechnik als den älteren und die Starkstromtechnik als den jüngeren, aber kräftigeren Schoß, der denn auch bei seiner Kraftfülle sogleich eine weitere Scheidung in die Elektrochemie und die Elektrotechnik im engeren Sinne aufwies.“ Wenn man die Stärke und Kraft eines Industriezweiges nach dem Gewicht der erzeugten Maschinen auffaßt, dann hat der Herausgeber Recht. Zieht man aber die Anzahl der beschäftigten Personen, die soziale und ökonomische Bedeutung in Betracht, dann dürfte es sich zeigen, daß die Bedeutung und Kraft der Schwachstromtechnik gegen die der Starkstromtechnik nicht zurücksteht. Die Zahl der in den Telegraphenbauanstalten und in den Bureauz der Telegraphen- und Telephonanstalten des Weltpostvereins beschäftigten Personen dürfte nicht geringer sein als die der in der elektrotechnischen Großindustrie (im Sinn des Herausgebers) beschäftigten.

Bei der Wahl seiner Mitarbeiter hat der Herausgeber besondere Rücksicht darauf genommen, daß das technische und praktische Moment nicht zu kurz komme. Die Stellung, die das Werk zur theoretischen Wissenschaft einnehmen soll, wird im Vorwort mit den Worten bezeichnet: „Die technische Wissenschaft muß sowohl jetzt als auch in Zukunft eine Mittelstellung anstreben, die sich gleich weit von ihren Extremen, der häufig für die Praxis viel zu weit getriebenen Theorie und der gern zum rohen und ungeklärten Empirismus neigenden Praxis, entfernt hält. Der hier gebrauchte Ausdruck 'technische Wissenschaft' soll also weder eine weniger zuverlässige Wissenschaft bezeichnen noch die übrigen Ergebnisse der sogenannten reinen Wissenschaft als unnötig hinstellen, überhaupt keinen tiefer greifenden oder wesentlichen Gegensatz zwischen Beiden konstruieren; er soll vielmehr die Thatsache bezeichnen, daß die technischen Anforderungen sich vielfach nicht mit den gerade vom Wissenschaftler ausgebauten Wissensgebieten decken.“ Dem gegenüber sei nur bemerkt, daß eine der für den Wechselstrom- und Transformatorentechniker wichtigsten Eigenschaften des Eisens, die Hysteresiseigenschaft, in Universitätslaboratorien entdeckt und genau studirt wurde und daß die Neunslampe das Ergebnis der theoretischen Arbeit eines Universitätsprofessors ist.

Der vierte Band behandelt die Ein- und Mehrphasenwechselstromerzeuger und ist vom Dr. Fritz Nießhammer, einem bekannten Wechselstromtechniker, verfaßt. Als einen wesentlichen Vorzug des Buches, das übrigens die großen Drehstrommaschinen der pariser Weltausstellung in seine Betrachtungen schon einschließt, möchte ich bezeichnen, daß für das die heutigen Maschinentypen besprechende Kapitel viele bedeutende Firmen ihre eigenen Konstruktionszeichnungen und Photographien zur Verfügung gestellt haben. Der Werth des Buches wird dadurch für Praktiker und Studierende wesentlich erhöht.

Ruskins sentimentale Wissenschaft.

Am Mittelpunkt der politischen Oekonomie steht, nach der Auffassung der Schule, die man klassisch (Smith, Ricardo, J. St. Mill, Jancett) nennt, der Begriff des Tauschwerthes. Dadurch wird sie zur Tauschwissenschaft (Katalaktik): psychologische und moralische Elemente des Werthes scheiden aus. Der Ausgang vom Leben, von Dem, was stark macht und gesund erhält (*id quod valet; value*), was das Gemüthsbedürfniß der Menschen befriedigt, ihren Durst nach Glück, Wohlbefinden und Freude löscht, geht verloren. Die Beziehung auf die Naturschranken und die Kulturzwecke der Wirthschaft wird durch die vorwiegende Betonung des „Marktes“ verwischt und durch die unheimliche Gewohnheit, diese Abstraktion zu behandeln, als ob sie ein Eigenleben mit selbständigen, dem Einfluß des menschlichen Willens entzogenen Gesetzen habe, noch mehr verdunkelt. Die Waarenzeugung für den Markt vollzieht sich so ohne jede Rücksicht auf die hygienischen und sittlichen Gesetze, die den Gütergenuß in Haus und Hof, in Staat und Gemeinde nach Umfang und Art regeln sollen: sie wird anarchisch und entwächst jeder individuellen, aber auch jeder sozialen Kontrolle; so sehr, daß schließlich die menschliche Arbeit, die allerpersönlichste Leistung, die wir kennen, zur Waare herabsinkt und, wenn die „Nachfrage“ nach ihr gleich Null wird, als vollständiger Unwerth (*nonvaleur*), der keinen Marktpreis mehr erzielt, seinen Besitzer verhungern läßt; so sehr, daß schließlich der Mensch sich selbst als Waarenzeugungsmaschine betrachtet und aus den Augen verliert, daß er zu genießen und verzehren (*consumieren*) da ist.

Uebersetzungen solcher Art, anfangs lose und locker gesponnen und an bizarre Einfälle geknüpft, gaben Ruskins politischer Oekonomie den ersten Anstoß und verdichteten sich allmählich zu einer zusammenhängenden Gegenlehre. Sie beruht, wie man sieht, auf seiner Unfähigkeit, als lautes Wort unserer Kulturentwicklung ein Wirthschaftssystem anzuerkennen, das auf unbegrenzte Kapitalanhäufung und internationalen Waarenaustausch abzielt, die Rücksicht auf die Produktion höher stellt als die auf Gütergenuß und Gütervertheilung und des einzelnen Menschen Anrecht auf Dasein und Lebensfreude von dem Maße abhängig macht, in dem seine Arbeitskraft im Gedränge des Wettbewerbes auf dem Markt bemerkt und bewerthet wird. Sie beruht auf dem Ekel, den er vor dem Kernspruch des modernen Handelsbetriebes empfand: „Kauft auf dem billigsten Markt und verkauft auf dem theuersten!“ Sie beruht auf seiner Unfähigkeit, als unveränderliche Naturgesetze zu betrachten, was, zum Theil wenigstens, menschlicher Gestaltung und Umgestaltung, also auch dem sittlich gerichteten Willen unterworfen ist. Es widersteht seinem Geschmack, diese Summirung von Privatwirthschaften mit ihrem mechanischen

Spiel von Güterquantitäten (Schmoller) als Volkswirtschaft gelten zu lassen und „das verworrene Web sozialer Ordnung, das durch böswilliges Wetttricken und pöbelhaftes Sichan- und Umstossen zu Stande gebracht wird“, für eine Anordnung der Vorsehung und das Wort ewiger „Naturgesetze“ zu halten.

Dadurch ist der Ausgangspunkt der Betrachtung ins Innermenschliche zurückverlegt. Für den „wissenschaftlichen“ Nationalökonom sind die sozialen Sympathiegefühle zufällige und störende Elemente in der menschlichen Natur; stetig wirken in ihr nur Habsucht und Fortschrittsdrang. Scheiden wir also, sagt er, die veränderlichen Elemente aus und betrachten wir den Menschen bloß als eine von Habgier getriebene Maschine, um die Gesetze des Ein- und Verkaufs zu finden, durch welche die größte Anhäufung von Reichthum zu erreichen ist. Sind diese Gesetze einmal festgestellt, so steht es jedem Einzelwesen frei, von den störenden Sympathiegefühlen, so viel er Lust hat, in die Rechnung einzuführen, um sich klar zu machen, wie deren Endformel durch Einführung jener nicht stetig wirkenden „störenden“ Elemente sich gestaltet.

Nein, ruft Ruskin aus, solch Verfahren ist nicht mehr Wissenschaft, sondern Aberglaube. Wenn die zuerst vernachlässigten und hinterher in die Rechnung eingeführten Elemente von gleicher Natur wären wie die zuerst geprüften Triebkräfte, so wäre dies Verfahren vernünftig und nützlich. Angenommen, ein in Bewegung befindlicher Körper wird von konstanten und nichtkonstanten Kräften im Gange erhalten, so zieht man, um seine Bahn zu bestimmen, erst deren konstante Bedingungen, dann die Ursachen der Abweichung von dem so berechneten Resultat in Betracht, unter der Voraussetzung, sämtliche Ursachen der Bewegung gehörten der selben Art (mechanischer) Naturkräfte an. Aber die störenden Elemente im sozialen Problem sind nicht von der selben Natur wie die konstanten; sie verändern das Wesen des Untersuchungsobjectes, sie wirken nicht mechanisch, sondern chemisch, indem sie Eigenschaften besonderer Art in die Rechnung einführen. Eine so hergestellte Wissenschaft verfügt über bewundernswerthe Beweisführungen, sogar über wahre Schlußfolgerungen; mangelhaft ist „nur“ ihre Anwendbarkeit. Sie nimmt an, daß der Mensch ganz Skelett ist, und baut eine verknocherte Fortschrittstheorie auf diese Ableugnung der Seele; und nachdem sie Alles gemacht hat, was man aus Knochen machen kann, und eine Anzahl geometrischer Figuren aus Totenköpfen und Gerippen hergestellt hat, beweist sie einleuchtend, wie störend es ist, daß hinter dieser Stoffmasse wieder eine Seele zum Vorschein kommt. Daß aber dieser Beweis am Ende doch gar nicht so einleuchtend ist, bringt jeder Strich eindringlichst zum Bewußtsein: gegenüber einer schweren Erschütterung, wo Tausende von Menschenleben und gewaltige Gütermassen auf dem Spiele stehen, sind die Nationalökonomien hilflos, — thatsächlich stumm. Das heißt: die Wissenschaft scheitert am Leben, das sie unter zu enger Formel gefaßt hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man Ruskin nach der Kompetenz fragte, auf Grund deren er seine schweren Vorwürfe gegen die herrschenden Volkswirtschaftslehrer, besonders gegen Ricardo und, von Lebenden, gegen John Stuart Mill, zu erheben wage. Ruskins Antwort lautete stolz: ein Mann, der wie er seine besten Jahre und Kräfte der Kunst gewidmet habe und dessen Leben in der Produktion, Abschätzung und Verständlichmachung höchster menschlicher Werke bestehe, müsse naturgemäß inniger als die Naturwissenschaftler mit den werthschaffenden Elementen vertraut sein, folglich auch besser als sie wissen, daß Fleiß, Enthaltensamkeit, Urtheilskraft (*discretion*) und, zum Theil wenigstens, uneigennützig Liebe zu Menschen und Dingen, also moralische Eigenschaften, die eigentlichen Kapitalbildner seien. Besonders in drei Werken werden diese Anschauungen, so gut es geht, systematisch ausgeführt: in „*Unto this Last*“ (1860, Buchausgabe 1862), „*Munera Pulveris*“ (1862/63), „*Time and Tide*“ (1867).*) Ich setze, um sie zu charakterisiren, einige Begriffsbestimmungen aus Ruskins Gegenlehre hierher:

1. Die politische Oekonomie ist weder eine Kunst noch eine Wissenschaft, sondern ein System von Vorschriften für wirtschaftliches Verhalten, das sich auf die Wissenschaften stützt, die Künste beherrscht und nur unter gewissen Bedingungen der moralischen Kultur möglich ist.

2. Wie die Hauswirtschaft die privaten Handlungen und Gewohnheiten regelt, so regelt die politische Oekonomie die eines Staates, um die Mittel zu seinem Unterhalt herbeizuschaffen.

3. „Unterhalt“ eines Staates bedeutet die Erhaltung seiner Bevölkerung in gesundem und glücklichem Zustand und die Vermehrung ihrer Zahl, so weit diese mit ihrem Glück verträglich ist. Es ist weder die Aufgabe der politischen Oekonomie, die Bevölkerungszahl einer Nation auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres Wohlbefindens zu erhöhen, noch, das Wohlbefinden von Einzelwesen durch das Opfer ihrer Umgebung ins Unbegrenzte zu vermehren.

4. Der Grundirrtum, der an der Wurzel der politischen Oekonomie nagt, ist die Anschauung, die Anhäufung von Geld oder von Tauschgütern sei ihr Zweck. Er ist leicht zu widerlegen. Kein Wirtschaftskundiger würde zugeben, daß die Volkswirtschaft vernünftig sei, die sich den Bau einer

*) In einem Werk über John Ruskin, dessen Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht (Deitz & Rübner, Strassburg i. El.), versuchte ich, die wesentlichsten Bestimmungen seiner Gegenlehre in Reizsätze umzuschreiben. Die an dieser Stelle mitgetheilten, gering an Zahl und arm an konstruktiven Ausführungen, bilden sozusagen die Antithesen zu den Grundsätzen der um die Mitte des Jahrhunderts herrschenden politischen Oekonomie. Die Utopie Ruskins findet man in „*Time and Tide*“ und in „*Fors Clavigora*“, einer Zeitschrift in Form von Briefen an die Arbeiter Englands.

Pyramide aus Gold zum Ziel setzte. Das sei Verschwendung, würde er sagen; das Gold müsse benutzt werden. Aber zu welchem Zweck? Entweder dazu, noch mehr Gold anzuhäufen, um eine größere Pyramide zu bauen, oder dazu, dem Menschen zu dienen, sein Leben behaglicher zu machen, es zu schützen und zu erhöhen. Diesem Zweck dient die Anhäufung von Gold nicht; im Gegentheil: sie vollzieht sich auf Kosten oder durch Einschränkung des Lebens, indem sie den Tod von Menschen beschleunigt oder ihr Geborenwerden einschränkt.

5. In der menschlichen Natur steht das Innen und Außen im vollkommensten Einklang und kein Irthum ist gefährlicher als die mönchische Entgegensetzung von Seele und Körper. In einem unvollkommenen Körper kann keine Seele vollkommen sein, wie umgekehrt zum vollkommenen Körper eine vollkommene Seele gehört. Jede gerechte Handlung und jeder wahre Gedanke prägt sich darum der Person, die sie begeht und ihn hat, unverkennbar in Gestalt und Gesicht auf; eine gemeine Handlung oder ein unehelicher Gedanke entstellt sie auch körperlich, „zeichnet“ sie. Und wenn Tugenden oder Laster durch Generationen geübt werden, so entstehen vollkommen verschiedene Rassen, während durch Erziehung übermittelte lebenserhöhende Eigenschaften sich langsam vererben. Beobachtet der Mensch die ihre Entstehung und Fortentwicklung beherrschenden Gesetze, so ist die Grenze nicht abzusehen, bis zu der er in Gestalt und Gemüth sich erheben kann.

6. Als Ziel der politischen Oekonomie muß daher die Vervielfältigung der höchsten Form des menschlichen Lebens erklärt werden. Es mag zunächst fraglich erscheinen, was wünschenswerther sei: die Erhaltung und Fortpflanzung einer beschränkten Anzahl von Personen von höchstem Schläge menschlicher Schönheit und Intelligenz oder die einer größeren Anzahl von untergeordneter Art. Aber es wird sich zeigen, daß es kein besseres Mittel giebt, gesündere Menschen in größter Anzahl zu erhalten, als das Streben, zunächst die höchste Menschenart zu schaffen. Man bestimme nur, was dieser edelste Menschentypus ist, und versuche, davon die möglich größte Anzahl zu züchten: dann wird sich erweisen, daß auch von den untergeordneten Arten die größten Anzahlen erzielt werden.

7. Der Typus eines vollkommenen Menschen setzt die Vollkommenheit seines Körpers, seines Gemüths und seines Verstandes voraus. Die sinnlichen (oder materiellen) Dinge, deren Erzeugung für den sofortigen Bedarf oder deren Aufbewahrung für spätere Deckung die politische Oekonomie anzuordnen hat, müssen solche sein, die den Körper erhalten und kräftigen, den Verstand bilden, das Gemüthsleben anregen; nur solche Dinge sind heil (holy) und hilfreich; denn sie allein sind nützlich und werthvoll, sie allein verlängern und erhöhen unser Leben. Was diesem Zwecke entgegen-

wirkt, ist nutz- und werthlos, kürzt und schändet das Leben; jede Stunde Arbeit, die an die Erzeugung von in diesem Sinn werthlosen Dingen gewandt wird, bedeutet einen baaren Verlust an Leben und Lebensmöglichkeit, so viel Phantasie und Begeisterung, Verstand und Kunstfertigkeit auch an die falsche Aufgabe gesetzt worden ist. Denn das ewige Gesetz, das Himmel und Erde beherrscht, mißt Lohn nur für die nöthigen und nützlichen, die Leben erhaltenden Arbeiten zu; sonst bezahlt es mit unerbittlichem Verlust und Niedergang. Das scheint eine Bächerwahrheit; aber die Erde ist voll von Leuten, die sich einbilden, sie könnten dem Weltlauf neben den unerbittlich natürlichen noch andere Lebensgesetze abschmeicheln und abschwindeln. Aber nicht die Welt, sondern nur ihre Nachbarn können sie beschwindeln; wozu, sind die Lebensmittel einmal erzeugt, die Kämpfe bei der Aufstapelung, dem Austausch und der Vertheilung der Güter reichlich Gelegenheit geben; z. B. durch ihre willkürliche Verminderung oder Zerstörung. Lebensvernichtung folgt solchem Verfahren auf dem Fuß; das einzig Fragliche dabei ist nur: wessen Leben die Schuld bezahlen soll.

8. Aus diesen Gründen hat die politische Oekonomie die Aufgabe, zu bestimmen, was nützliche oder Leben erhöhende Dinge sind und durch welche Arbeitsverfahren sie zu erlangen und zu vertheilen sind. Die Aufgabe ist lösbar durch drei getrennte Untersuchungen, die dem Kapital (wealth), dem Gelde und dem Reichthum gelten, oft aber, wie diese Begriffe selbst, in einander übergehen. Das Kapital oder Vermögen besteht aus an sich werthvollen Gegenständen. Das Geld giebt durch Rechtstitel (Banknoten, Währungsgeld) belegte Ansprüche auf den Besitz solcher Dinge. Reichthum ist ein Beziehungsbegriff, der die Größe des Besitzes einer Person oder Gesellschaft im Vergleich mit dem anderer Personen und Gesellschaften mißt.

Das Studium des Kapitals ist ein Zweig der Naturwissenschaft: es handelt von den wesentlichen Eigenschaften der Dinge, die dadurch „an sich“ werthvoll werden. Das Studium des Geldes begründet die Handels- oder Tauschwissenschaft (commercial science). Eine Untersuchung über den Reichthum gehört in die Morawissenschaft: sie hat es mit den Beziehungen zu thun, die zwischen dem Menschen in Bezug auf ihre materiellen Besitzthümer bestehen sollen; ferner mit den Gesetzen ihrer Vereinigung zu Arbeitsweden.

9. Das „Kapital“ soll aus ihrem Wesen nach werthvollen Gegenständen bestehen. Aber was bestimmt den „Werth“? Werth ist die Tauglichkeit eines Gegenstandes zur Lebenserhaltung. Werth ist von vorn herein von „Kosten“ und vom „Preis“ unterschieden. Werth bezeichnet die Leben erhaltende Kraft eines Dinges, das dadurch ein „Gut“ wird. Der Ausdruck „Kosten“ bezieht sich auf die zu seiner Herstellung nöthige Arbeitsmenge, „Preis“ auf die Arbeitsmenge, die sein Eigenthümer im Austausch dafür haben will.

Kosten und Preis stehen in Wechselbeziehung zu Geld und müssen, wie dieses, in der Rubrik „Handel“ untersucht werden.

10,1. Der Werth hat eine doppelte Natur: Als innerer (intrinsic value) bezeichnet er die absolute Tauglichkeit eines Dinges zu Zwecken der Lebenserhaltung. Eine Garbe Weizen von gegebenem Gewicht und gegebener Beschaffenheit hat eine meßbare Kraft, die Substanz des Körpers zu erhalten, ein Kubikfuß reiner Luft die meßbare Kraft, seine Wärme zu erhalten; ein Bund Blumen von gegebener Schönheit eine merkbare Kraft, Herz und Sinne zu beleben. Gebraucht oder nicht, behalten diese Dinge an sich ihre Tauglichkeit. Aber damit diese wirksam werde, muß der Empfänger oder Eigner der Güter in dem Zustand sein, sie als „gute“, ihm dienliche zu erkennen und anzuerkennen. Die Athmung, die Verdauung und die ästhetischen Funktionen des Menschen müssen erst in vollkommenem Zustande sein, bevor die Nahrung, die Luft und die Blumen ihm ihren vollen Werth offenbaren. Der wirksame Werth (effectual value) hängt daher von zwei Bedingungen ab: 1. von der Erzeugung eines nützlichen Dinges; 2. von der Erzeugung der Fähigkeit, es zu genießen (acceptant capacity). Der wirksame Werth eines Dinges wird vermehrt, wenn die Genußfähigkeit für ihn sich steigert. So besteht der innere Werth von Land in seiner durch Bodenform (eben, gebirgig), Bodenbeschaffenheit (kulturfähig; mineralhaltig) und Klima bestimmten Tauglichkeit, Nahrung und mechanische Kraft zu erzeugen. Aber diese Tauglichkeit muß ihrer Art nach genau bekannt sein, um wirksamer Werth zu werden; eben so wie dieser beträchtlich erhöht wird, wenn das Stück Land durch Schönheit ausgezeichnet ist und durch geschichtliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen, einen Reizwerth erhält.

Reich sein, sagt John Stuart Mill, heißt: einen großen Vorrath von nützlichen Dingen haben. Das ist richtig, sofern unter „nützlichen“ Dingen die das Leben erhaltenden und erhöhenden verstanden werden. Reichthum kann darin, nach § 10, nur heißen: der Besitz nützlicher Gegenstände, die wir zu benutzen verstehen. Demnach könnte man sagen: Vermögen oder Kapital (wealth) entsteht da, wo innerer Werth und Verstandniß- und Genußfähigkeit (acceptant capacity) dafür zusammentreffen.

10,2 Je nach Fleiß, Fähigkeit, Glück, Begierden und Bedürfnissen erhalten die Menschen einen größeren oder geringeren Antheil an den Reichthümern der Erde. Die Ungleichheiten zwischen diesen Antheilen, in einem gewissen Umfange immer gerecht und nothwendig, können entweder durch Gesetze oder Gewohnheiten innerhalb gewisser Grenzen beschränkt werden oder ins Unendliche sich steigern.

Wo der Uebung des Willens und des Intellekts der Stärkeren, Schwächeren, Stierigeren keine Schranke entgegenwirkt, werden diese Unter-

schiede schließlich so ungeheuer groß, daß man ihre Extreme: Ueberschuß auf der einen, Noth auf der anderen Seite, als „Reichthum“ und „Armuth“ auseinanderhält; dabei darf nicht vergessen werden, daß es Beziehungsbegriffe sind wie „warm“ und „kalt“.

Der Volkswirthschafter forsche zuerst nach den Methoden, die für Kapitalansammlung rathsam sind; dann nach der zweckmäßigsten Art seiner Vertheilung. Er frage dann, ob er berechtigt ist, eine Nation reich zu nennen, wenn die Menge Kapital, die sie besitzt, im Verhältniß zu der anderer Nationen groß ist, unabhängig von der Art der Vertheilung; oder ob die Art der Vertheilung die Natur des Reichthums berühre. Ist der König, sagen wir Croesus oder Mausolus, allein reich: sind die Lybier oder Carier darum eine große Nation? Besteht aber eine Nation aus Sklaven und Sklavenhaltern und sind nur die Sklavenhalter reich: darf man die Nation dann noch reich nennen? Wenn nicht, so fragt sich, welche Vorstellungen von seiner Vertheilung, seiner Verwerthung und von Volksfreiheit sich mit dem Begriff von Volkreichthum verbinden, es fragt sich, welchen Grad von Beweglichkeit dieser habe und welches Maß von Verfügungsrecht der Einzelne über seinen Besizantheil haben darf. Und ferner: da die Ungleichheit, die den Zustand des Reichthums begründet, auf zweierlei Weise, nämlich durch das Wachsthum oder durch die Abnahme des Besizes, herbeigeführt sein kann, so gilt es, festzustellen, auf welche Weise die verhältnißmäßige Armuth erzeugt wurde, ob etwa nur durch einseitige Kapitalansammlung in der einen Hand oder auch durch gleichzeitige Bedrückung Anderer. Ist diese mit im Spiel, so interessiert es, zu wissen, ob und welche Vortheile damit verbunden sein können. Es gilt zum Beispiel gewöhnlich als Vorzug des Reichseins, eine Anzahl Diener zu unterhalten. Welcher ökonomische Vorgang nun hat es dem Herren erlaubt, reich zu werden, und die Armuth ihrer Diener verschuldet; und sind mit jeder dieser beiden wirtschaftlichen Lagen Vortheile verknüpft?

Man sieht: wichtiger als die Fragen, die mit der Ansammlung von Reichthum zusammenhängen, sind sozialpolitisch diejenigen, welche seine Vertheilung und Verwaltung betreffen. Denn der Kapitalbesiz begründet nothwendig eine Beziehung zwischen Reich und Arm. Er giebt dem Reichen auf die eine oder die andere Weise die Herrschaft über die Arbeit des Armen, so daß er schließlich auch deren Richtung bestimmt. Also liegt das Was und das Wie der Production in der Hand des Reichen, und ob sie dem sozialen Körper zum Heil gereiche, hängt am Ende von der Weisheit, der Gerechtigkeit, dem Wissen, dem Geschmac und der Boraussicht der ursprünglichen Kapitalbesizer ab. Aber haben Diese die Eigenschaften, an deren Vorhandensein die soziale Harmonie geknüpft ist? Und wäre nicht im Interesse der menschlichen Gesellschaft eine Ordnung der Dinge denkbar, durch die die

Weisen und Gerechten auch die Reichen würben und so die Bestimmung über Art und Richtung der wirthschaftlichen Arbeit in die Hände bekäme?

10,3. Man verstehe recht: es wurde und wird nicht behauptet, daß Ungleichheiten im Besitz unter allen Umständen verwerflich seien. Ob sie für eine Nation in ihrer Gesamtheit vortheilhaft oder nachtheilig seien, läßt überhaupt keine allgemeine Erörterung zu. Die vorschnelle und thörichte Annahme, daß solche Ungleichheiten unbedingt vortheilhaft seien, liegt den meisten volksthümlichen Irthümern der Nationalökonomie zu Grunde. Denn das ewige und unvermeidliche Gesetz in diesen Dingen besagt, daß das Gute, das aus der Ungleichheit erwächst, zunächst von der Art abhängig ist, wie es zu Stande gebracht worden, und zweitens von den Zwecken, zu denen es verwandt wird. Auf ungerechte Weise herbeigeführte Besitzvertheilung hat sicherlich die Nation, in der sie besteht, geschädigt und fährt, auf ungerechte Weise ausgenutzt, fort, es zu thun, so lange sie besteht. Aber rechtmäßig herbeigeführte Ungleichheiten des Besitzes fördern die Nation während ihres Bestandes und fahren, zu edlen Zwecken benutzt, fort, es zu thun, so lange sie bestehen. Das heißt: in jedem thätigen und wohlregirten Volke zeitigen die verschiedenartigen Kräfte der Einzelwesen, wenn sie voll ins Spiel treten und verschiedenartigen Bedürfnissen dienstbar gemacht werden, ungleiche, aber harmonische Früchte und erhalten Belohnung oder Einfluß je nach Beschaffenheit oder Verdienst; während in jedem unthätigen oder schlecht regirten Volke die Abstufungen des Verfalls und der Triumph des Verrathes ihr eigenes grobes System der Ueber- und Unterordnung und des Erfolges ausarbeiten und an die Stelle harmonischer Ungleichheiten wetteifernder Kräfte unbillige, auf Schuld und Unglück beruhende Machtverhältnisse schaffen.

10,3. Die Menschen sprechen und schreiben immer, als ob das Wort Reichthum absolut zu nehmen und es für Jedermann möglich sei, dadurch reich zu werden, daß er bestimmte wissenschaftliche Lehren befolgt, während der Reichthum doch eine Kraft ist, wie die Elektrizität, die durch Ungleichheiten und Negationen ihrer selbst wirkt. Die Macht der Guinea in Deiner Tasche hängt ganz und gar mit dem Fehlen einer Guinea in der Tasche Deines Nachbarn zusammen. Wenn er sie nicht nöthig hätte, wäre sie auch für Dich nutzlos; der Grad von Macht, den sie besitzt, steht im genauen Verhältniß zum Bedürfniß oder zum Wunsch, den er danach hegt, und die Kunst, im gewöhnlichen handelswirthschaftlichen Sinne reich zu werden, ist daher nothwendiger Weise eben so sehr die Kunst, unseren Nachbarn im Zustande der Armuth zu erhalten. Ich möchte nicht — weder hier noch überhaupt — um die Bedeutung von Worten herumstreiten; aber ich wünschte, daß der Leser klar und deutlich zwischen den zwei Wirthschafts-Arten unterscheide, die man als „Staats-Wirthschaft“ und „Handels-Wirthschaft“ bezeichnen könnte.

Die Staatswirthschaft (der Haushalt eines Staates oder der Bürger) besteht einfach in der Erzeugung, Erhaltung und Vertheilung von Genüßgütern. Der Landmann, der sein Heu zur rechten Zeit mäht, der Schiffsbauer, der seine Bolzen in gesundes Holz eintreibt, der Maurer, der gute Steine in gut bereiteten Mörtel legt, die Hausfrau, die ihre Möbel in gutem Zustand erhält und keine Verschwendung in der Küche duldet, die Sängerin, die ihre Stimme richtig schult und sie niemals überanstrengt: sie Alle sind im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes Nationalökonom, da sie den Reichthum und das Wohl der Nation, der sie angehören, vermehren. Aber Handelswirthschaft, die Wirthschaft des Lohnes („merces“) oder der Bezahlung, bedeutet, daß in den Händen einzelner Individuen der gesetzliche oder moralische Anspruch auf die Arbeit Anderer oder die Macht über sie liegt; wobei jede derartige Forderung genau so viel Armuth oder Schulden auf der einen Seite voraussetzt wie Reichthum oder Recht auf der anderen. Deshalb verursacht sie nicht unbedingt eine Vermehrung des thatsächlichen Besitzstandes oder des Allgemeinwohles im Staate. Aber da dieser handelswirthschaftliche Reichthum oder diese Macht über die Arbeit fast immer sofort in wirklichen Besitz sich verwandeln läßt, während der wirkliche Besitz nicht immer sofort in Macht über die Arbeit verwandelt werden kann, bezieht sich der Begriff des Reichthums bei Geschäftsleuten in civilisirten Ländern gewöhnlich auf kommerziellen Reichthum und bei der Abschätzung ihrer Besitzthümer setzen sie den Werth ihrer Pferde und Acker eher nach der Anzahl von Schillingen an, die sie dafür bekommen könnten, als den Werth ihrer Schillinge nach der Anzahl von Pferden und Ackern, die sie dafür kaufen könnten.

Es giebt jedoch noch einen anderen Grund für diese Gewohnheit; nämlich den, daß eine Anhäufung wirklichen Besitzes für den Eigenthümer von geringem Nutzen ist, wenn er nicht außerdem kommerzielle Macht über die Arbeit hat. Angenommen daher, Jemand käme in den Besitz eines großen fruchtbaren Gutes, mit reichen Goldadern im Boden, zahllosen Viehheerden auf den Weiden, mit Häusern, Gärten und Scheunen voll nützlicher Vorräthe, könnte aber trotz Alledem keine Dienstleute bekommen. Damit er diese bekäme, müßten Leute in der Nachbarschaft arm sein oder sein Gold oder Korn nöthig haben. Stellen wir uns vor, Niemand brauchte das Eine oder das Andere und Dienstleute wären nicht zu haben. Er müßte deshalb sein eigenes Brot backen, seine eigenen Heerden hüten. Sein Gold würde ihm eben so wenig nützen wie irgend welche gelbe Kieselsteine auf dem Boden seines Gutes. Seine Vorräthe müßten verfaulen, denn er könnte sie nicht aufbrauchen. Er kann nicht mehr essen und nicht mehr Kleider tragen als sonst irgend ein Mensch. Er müßte, um sich nur die alltäglichsten Annehmlichkeiten zu verschaffen, das harte Leben eines gewöhnlichen Arbeiters führen; schließlich würde

er weder im Stande sein, die Häuser in Ordnung zu erhalten, noch, die Felder zu bestellen; er müßte sich daher wie der arme Mann mit einer kleinen Hütte und einem Gärtchen inmitten eines öden Landstriches zufrieden geben, der von wildem Vieh zertreten und vielfach von Schloßruinen bedeckt wird; er würde in seiner Selbstironie schwerlich so weit gehen, das „sein eigen“ zu nennen. Ich glaube, unter diesen Bedingungen würde der habgierigste Mensch mit geringer Freude Reichthümer dieser Art annehmen.

Was unter dem Namen des Reichthums wirklich begehrt wird, ist vielmehr vor Allem die Macht über Menschen im engeren Sinne, die Macht über die Arbeit von Dienstboten, Handwerkern und Künstlern, im weiteren Sinne die Macht, große Volksmassen zu den verschiedenartigsten Zwecken (guten, Kleinlichen oder schädlichen, je nach dem Geist des Reichen) zu gebrauchen. Und diese Macht des Reichthums ist naturgemäß größer oder geringer je nach der Anzahl der Leute, die er beherrscht, steht im umgekehrten Verhältnis zur Anzahl der Menschen, die so reich sind wie wir selbst und die für einen Gegenstand von beschränkter Qualität den selben Preis zu geben bereit sind wie wir. Wenn der Musiker arm ist, so wird er für geringe Bezahlung singen, so lange es nur eine Person giebt, die ihn bezahlen kann; giebt es deren jedoch zwei oder drei, so würde er für Den singen, der ihm am Meisten bietet, und so hängt, wie wir gleich sehen werden, die stets schwankende und selbst da, wo sie besonders gebieterisch auftritt, zweifelhafte Macht des Reichthums ab: erstens von der Armuth des Künstlers, dann von der beschränkten Anzahl reicher Leute, die ebenfalls Plätze für das Konzert haben möchten. So daß, wie schon bemerkt, die Kunst, reich zu werden, im Grund nicht eigentlich die ist, viel Geld für sich selber anzuhäufen, sondern zugleich die, es dahin zu bringen, daß unsere Nachbarn weniger haben als wir. Genau gesagt: es ist „die Kunst, die größtmögliche Ungleichheit zu unseren Gunsten herzustellen.“

10.7. Der moderne Gedanke, daß man Anleitung geben könne über den Erwerb des Reichthums, ohne dessen moralischen Ursprung zu berücksichtigen, oder daß man zum Gebrauch für die Nation ein allgemeines technisches Gesetz in Bezug auf Kauf und Gewinn aufstellen könne, ist vielleicht der frechste und leerste von allen, durch die je Menschen auf falsche Bahnen gelenkt wurden. Das Wesen des Reichthums beruht auf seiner Herrschaft über die Menschen. Gewiß; aber wird er nicht wesenlos, wenn er aufhört, diese Macht zu verleihen? Es hat in jüngster Zeit nicht so ausgesehen, als ob unsere Herrschaft über die Menschen absolut wäre. Die Dienstboten und Lohnarbeiter zeigen zuweilen eine bedenkliche Geneigtheit, im Auftruh in die behaglichen Wohnräume ihrer „Herren“ und „Brotgeber“ einzubringen, unter dem Eindruck, nicht genug und gerecht bezahlt zu werden. Sieht Das noch

nach Macht über die Menschen, über die Masse aus? Vielleicht stellt sich doch am Ende noch heraus, daß die Menschen selbst thatsächlich der Reichtum sind; daß die Goldstücke, womit wir sie zu lenken gewohnt sind, thatsächlich nichts weiter sind als eine Art sehr schöner und dem Barbaren ins Auge stechender byzantinischer Zügel oder Zierrath, womit wir die Geschöpfe zäumen; daß aber, wenn eben diese lebendigen Geschöpfe ohne byzantinischen Putz und Klingklang um Maul und Ohr gelenkt werden könnten, sie selbst werthvoller sein müßten als ihre Zügel. Vielleicht entdeckt man, daß die wahren Adern des Reichtums purpurn sind, aber nicht im Fels, sondern im Blut liegen; und daß Zweck und Ziel alles Reichtums in der Aufgabe besteht, recht viele breitbrüstige, helläugige und glückselige Menschen aufzubringen.

. . . Diese Auszüge geben naturgemäß eine nur dürftige Vorstellung von dem Reichtum Ruskins an schöpferischen sozialökonomischen Gedanken. Aber ich glaube kaum, daß sie dem Unbefangenen den Eindruck wissenschaftlicher Sentimentalität machen können. Und doch suchte man — Das heißt: die Presse — das Lebenswerk dieses Mannes durch diesen Vorwurf um Frucht und Segen zu bringen. Darauf antwortete nun Ruskin mit Worten, die seinen Abstand von der Umgebung beleuchten und dem Leser einen Vorgegeschmack von dem Geist geben, der in seinem Wirken sich kundgab und in seinen Werken fortlebt: „Der Verfall unserer Zeit liegt darin, daß Geldgier und überfüttigender Luxus, den der Gemeine nur auf unehrliche Weise erringen kann, alle Menschen nach und nach stumpfsinnig macht, so daß man edlere Gefühle nicht nur für unglaubwürdig hält, sondern daß den verkommenen Geist selbst eine Vorstellung davon lächerlich dünkt. Nehme ich mein armseliges eigenes Leben zum Beispiel, so zeigt sich: weil ich statt eines Glücksjägers ein Spender von Almosen war, weil ich für die Ehre Anderer, nicht für die meine arbeitete und es vorzog, statt die Arbeit meiner eigenen Hände auszustellen, die Aufmerksamkeit der Welt auf Turner und Luino zu lenken, weil ich meine Miethen ermäßigte und die Bequemlichkeit meiner Miether förderte, statt ihnen möglichst viel Geld abzupressen, weil ich einen Spaziergang im Walde einer Straße Londons vorzöge, lieber den Flug einer Möwe beobachtete, als daß ich sie schieße, lieber eine Wachtel singen höre, als daß ich sie esse, weil ich gegen alle Frauen, selbst gegen die undankbaren und schlechten, ehrerbietig und gut war —: darum schüttelten die Söldlinge der englischen Literatur und Kunst ihre Köpfe über mich; und der arme Kerl, der die schmutzigen Lappen seiner Seele täglich für eine Flasche sauren Weines und eine Cigarre verkauft, spöttelt über die ‚verweichlichende Sentimentalität Ruskins‘.“

Dr. Samuel Saenger.



Der gestohlene Schwiegervater.

Ich habe einen Schwiegervater, habe aber keine rechte Freude an ihm, denn er ist mir weggestohlen worden. Seit elf Jahren nenne ich ihn mein; und seit elf Jahren ist er mir — ganz wie der Bräutigam der Braut in Mark Twains trauriger Geschichte — stückweise verloren gegangen.

Es ging nicht in gerader Linie vor sich, dies allmähliche Verschwinden bis zur völligen Unsichtbarkeit. Es ging auf und nieder. Bald war er da, bald war er nicht da; gestern etwas mehr von ihm, heute etwas weniger von ihm. Er schnellte hervor, er schnellte zurück, wie an eine unsichtbare Feder angebunden. Es war eine vollständig unberechenbare und mysteriöse Geschichte. Wenn er mir ganz nah schien und ich nach ihm griff, wurde er mit einem Mal nur ein kleiner Punkt in der Ferne; wenn ich gar nicht an ihn dachte, stand er mir plötzlich dicht vor der Nase, um wieder mit einem Ruck wegzuschnelles. Dies seltsame Spiel dauert nun elf Jahre. Jetzt ist er mir so verschwunden, als ob er in einer von den dreihundrdreißig Schubläden einer Riesenkommode sammt seinen väterlichen, schwiegerväterlichen und großväterlichen Gefühlen nebst übrigem Hab und Gut eingepackt und eingeschlossen wäre.

Der Schwiegervater an und für sich ist ein nothwendiger und angenehmer Bestandtheil der menschlichen Gesellschaft. Erstens ist es eine erhebende Szene, wenn ein alter Mann mit seinem Großsohn oder seiner Großtochter spielt, während Vater und Mutter dabeistehen. Da schließt sich die Kette der Generationen. Dies ist die moralische Seite der Sache. Sie hat aber auch eine materielle. Wenn Kinder und Kindeskinde mit oder ohne eigenes Verschulden in Bedrängniß gerathen, ist ja der Schwiegervater der natürlichste Helfer. So spricht die natürliche sowohl wie die sittliche und allerhöchste Weltordnung.

In meinem Falle aber hob sich die Weltordnung auf. Der Schwiegervater wurde mir einfach weggestohlen.

Es war anfangs kein banales Wegnehmen recht und schlecht. Es ging ganz gespensterhaft zu. Der Schwiegervater löste sich auf, wurde Niemand, wurde Alle; eine Unzahl von Stimmen redete durch seinen Mund. Es war keine einzelne Person mehr, die da sprach oder schrie; es war das wüste Durcheinanderschreien einer ganzen Volksversammlung, was ich vernahm. Ich sah zwar vor mir die wohlbekannte Erscheinung eines alten Seelapitans mit dem kurzgeschorenen weißen Badenbart in dem von Wind und Wetter gebräunten Gesicht und mit zwei grauen Augen, die jenen ins Weite oder in das Dunkel gerichteten Blick der Seelente hatten, die jahraus, jahrein und Tag und Nacht auf dem Schiffsdeck Ausblick gehalten haben. Aber diese schwiegerväterliche Hülle war auch Alles, was mir übrig gelassen wurde; denn dahinter, wo doch die sogenannten edleren, inneren Theile eines Menschen, wie Herz, Gehirn u. s. w. sitzen sollten, trieb nur ein tolles Kasperktheater sein Wesen. Kurz und gut: die schwiegerväterliche Einheit war aufgehoben; und ich hörte zu meinem Staunen und Schrecken ein Stück Bauchrednerei großen Stils losgehen.

Alle möglichen Stimmen redeten durcheinander. Da waren weinerliche Stimmen, die am Rande des Grabes wanderten oder sich aus irgend einem Anlaß heuchlerisch versentimentalisirten. Da waren selbstbewusste Stimmen, die

tönenden Schrittes und mit einer übertriebenen Pose einherespazirten, als ob es gelte, mir oder sonst irgend Jemandem den Wahn zu nehmen, einen alten gebrechlichen Mann vor sich zu sehen. Da waren scheue Stimmen, denen es hörbar gar nicht gut war, die Etwas auf dem Gewissen, Etwas zu verhillen hatten, von dem sie selbst gar nicht glaubten, daß es zu verhillen war. Da waren Pietistenstimmen mit ihrem falschen und salbungsvollen Pathos, die hinterrücks aufkommen müßten. Da waren junge Damenstimmen mit besseren Literaturausdrücken und Damenstimmen reiferen Alters, die sich ja gern besorgt einfanden, wo sie gar nichts zu suchen haben.

Und diese vielen und verschiedenartigen Menschenstimmen redeten in allen möglichen Sprachen. Die eine redete dänisch, die zweite deutsch, die dritte englisch. Alle aber befanden sich in der seltensten Einigkeit, während sie um die beschreibende Privatperson meines Schwiegervaters einen mysteriösen Babelsturm aufmauerten, hinter dem er allmählig verschwand. Denn zuletzt gab es keine Stimmen mehr: überhaupt keine Stimme; Alles war mit einem Mal verstummt; der Schwiegervater war verschwunden und der Thurm stand da schweigend vor mir, wie ein geheimnisvolles Mausoleum.

Ob er drinnen sitzt mit den vielen Stimmen? Ich glaube schon. Vielleicht haben die vielen Stimmen sich mit ihm zusammen eingemauert. Und vielleicht würden die vielen Stimmen sich als gleich viele absonderliche Thiere erweisen, die alle hervor- und davonstürzen würden, wenn man eine Oeffnung in die Thurm-mauer schläge, so daß das Tageslicht hineinfiele. Etwas muß ich ja thun, um meinen mit bösen Ränften verzauberten und eingemauerten Schwiegervater zu befreien . . .

Das erste Mal, als ich die pseudo-schwiegerväterliche Stimme hörte, war es bei einem Familienbesuch als noch ziemlich neugeborener Schwiegersohn mit Frau und Kind in der ehrwürdigen Hansestadt Riga. Ich wurde bei meiner Ankunft mitten in der Nacht, nach der langen Fahrt zu Wasser und zu Land, aus der Dunkelheit von einer Stimme empfangen, die mit der Etikette: „aus Enttäuschung wüthend“ zu bezeichnen war. Diese Art von schwiegerväterlicher Stimme blieb sich den ganzen Sommer unter einigen Nuancen gleich, ohne daß ich verstehen konnte, warum wüthend und worüber enttäuscht, obgleich ich in mich selbst ging.

Zum zweiten Mal hörte ich mit meinen eigenen Ohren und direkt aus dem schwiegerväterlichen Munde die Stimme bei einer Familiensammenkunft auf einer von den kleinen schönen dänischen Inseln. Jetzt war sie „forjamsket“, wie man in Dänemark sagt, Das heißt: sie wußte nicht recht, wie sie sich benehmen sollte; sie verhielt sich abwartend, nicht recht zufrieden, weder mit mir, noch mit sich selbst, noch mit der übrigen Welt, aber auch darin nicht ganz entschieden. Sie wartete ab, — bis sie eines Tages abgereist war, ohne daß sie was Bestimmtes gesagt hätte.

Zum dritten Mal hörte ich sie direkt aus dem schwiegerväterlichen Munde wieder in der alten Hansestadt, als die Mutter meiner Frau begraben wurde. Da war sie zu einem inwendigen Gemurmel reduziert, das zuweilen in die vollstündigste Lautlosigkeit überging; und ihre ganze Haltung sagte — oder richtiger: flüsterte — rathlos vor sich hin: „Was soll ich thun?“ Ich konnte ihr auch nicht sagen, was sie thun sollte, und reiste ab.

Noch einmal hörte ich sie, als der an die vorhin erwähnte Feder angebundene Schwiegervater plötzlich die weite Strecke von Riga nach Schliersee hinuntergeschneelt wurde, um gleich wieder zurückgezogen zu werden. Diesmal lauerte sie herum, gnabte herum, war unaussteiglich.

Nachdem sich aber der Schwiegervater einige Tage in der Stadt München ohne uns und in Verkehr mit Personen, von denen ich noch immer nicht weiß, wer sie waren, aufgehalten, hatte ihn das Leben ganz unkenntlich gemacht. Er schied von uns mit den geheimnißvollen Worten: „Ihr seid dumm! Ich weiß Bescheid!“ Darauf wandte er sich noch einmal nach uns um; die Thür fiel hinter ihm zu; und seitdem ist er verschwunden.

Die Stimme wurde freilich noch von Zeit zu Zeit vernehmbar. Aber wenn Das nach langer Abwesenheit geschah, klang es jedesmal, wie wenn die Thür zu einem Zimmer plötzlich geöffnet wird, wo viele Menschen versammelt sind, die einander in den Mund sprechen . . .

Es ist ja allerdings ein trauriges Loos für einen Dichter, den Schwiegervater im verzauberten Thurm statt die Prinzessin im verzauberten Schloß befreien zu müssen.

München.

Ola Hansson.



Selbstanzeigen.

Dragan Bratow. Roman aus Bulgarien. Verlag von Johannes Rade, Berlin. Brochirt 2,50, gebunden 3 Mark.

Die Vorgänge an der unteren Donau, zumal auf dem rechten Ufer, spielen sich wie hinter einem dichten Schleier ab, der die geographisch ferner Stehenden bloß unbestimmte Umrisse erblicken läßt. Mein Roman soll nun eine Art Scheinwerfer sein, der eine kurze Periode — kurz, weil sich Bulgarien in raschem Tempo verändert und entwickelt — in helleres Licht setzt. Ich habe mich bemüht, die charakteristischen Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens zu schildern, indem ich die Haupt- und Nebenpersonen aus den wichtigsten Schichten der heimischen Bevölkerung und einige typische Fremdländer gewählt und sie in eine lebhafteste Handlung verwickelt habe, die der Eine oder der Andere auch für spannend halten mag. Der Roman wird Manchem vielleicht zu romanhaft vorkommen; aber so ist das Leben dort. Ich bin bei der Arbeit, ohne mir Dessen voll bewußt zu werden, jenen Weg gegangen, auf den ein Wort Verdis den Künstler hinweist: „Das Wahre kopiren, ist eine gute Sache, das Wahre erfinden, eine bessere“. Nun, ich glaube, Wahres erfunden zu haben; doch ist es nicht unmöglich, daß ich den politischen Charakter des Helden Bratow, der die annoch halbgebildete, von eblem Ehrgeiz erfüllte männliche Jugend Bulgariens verkörpern soll, wider

Willen in zu schönen Linien gezeichnet und zu glänzenden Farben gemalt habe. Für solche Schönfärberei mußte der Umstand die Verantwortung tragen, daß wir die Bulgaren von den Stämmen, die das Balkangebiet unsicher machen, als der tüchtigste und schützenswertheste erscheint. Der Roman könnte den Untertitel „Ein Bild der Korruption in Bulgarien“ vertragen, denn ich habe diese tiefdunkle Seite nicht übertüncht; man entsetze sich aber nicht gar zu sehr vor der bulgarischen Brutalität; mutatis mutandis kann man Ähnliches mitunter auch in sehr westlichen Ländern vorfinden, womit Nordamerika nicht gemeint ist. Die petersburger Censur hat zu meinem Erstaunen den Roman auf den Index der in Rußland verbotenen Bücher gesetzt. Warum? „Dragan Bratow“ kann doch die Sicherheit des mächtigen Reiches nicht gefährden! Adolf Flachs.



Irrlichter. Drama in drei Theilen. Berlin 1900. E. Ebering.

Was ich in dem Werke schildern wollte? Eben die Irrlichter unseres Menschenthumes, das in so vielfachen Banden schmachtet, in ererbten und erworbenen. Und ich mußte es in drei Hauptmomenten thun, denn die verfehlten Anläufe eines psychischen und physischen Dekadenten (Andrei und Grisch) wollte ich absichtlich nicht in einer Person vereinigen. In dem dritten Stück (Narkissos) wollte ich endlich die Wiebergeburt der naiven Persönlichkeit darstellen.

Elisar von Kupffer.



Neunzehntes oder Zwanzigstes Jahrhundert? Zeitrechnungfragen. (Mit einem Anhang: Zuschrift des Direktors der Verl. Sternw. Geh. R.-R. Prof. Dr. W. Förster). Breslau 1900. Kommiff.: Berl. von Preuß & Jünger.

Zwei Fragen bringe ich zur Erörterung: 1. Wann beginnen die Jahrhunderte? 2. Ist die jetzt übliche Bezeichnung des Jahrhunderts zweckmäßig und zutreffend? Zunächst gehe ich also von dem satzhaft bekannten Streit um den Jahrhundertanfang aus, dem ich eine gewisse innere Nothwendigkeit nicht absprechen kann, da nämlich — ein bisher wenig beachteter Umstand — die Gruppierung unserer Zahlzeichen von der Gruppierung der Jahre, wie sie die rechnerische Abstraktion vornimmt, etwas abweicht. Nun suche ich nicht nachzuweisen, „wer Recht hat“, sondern ich werfe die Frage auf, wie dieser Widerstreit zwischen kalkulatorischem Verstand und sinnlicher Zahlenanschauung vermieden werden könne. Ich mache den Vorschlag, eine Art Grenzregulirung an den Jahrhunderten vorzunehmen und dem sogenannten ersten Jahrhundert nur 99 Jahre zuzutheilen. Diese Maßregel wäre ohne alle Schwierigkeiten durchführbar. Damit ist eine Anpassung an unser Zahlensystem erreicht und die Frage über Anfang und Ende der Jahrhunderte für immer entschieden. Meine weiteren Ausführungen, die sich auf die Benennung der Jahrhunderte beziehen, sind angethan, Schrecken in alle Schulstuben zu tragen. Ich stelle nämlich den Satz auf, das neue Jahrhundert (1900 bis 1999) sei nicht das zwanzigste, sondern erst das neunzehnte. Das bisherige krampfhaftes Abzählen, ohne Rücksicht auf die Hundertzahl, hat

durchaus keinen Anspruch auf besondere Wissenschaftlichkeit. Die Benennung der Jahrhunderte ist ein sprachlicher Vorgang, der mit den arithmetischen Verhältnissen gar nichts zu schaffen hat. Es ist durchaus falsch, die Benennung der Jahrhunderte rechnerischen Gesetzen zu unterwerfen. Wir können dabei vielmehr frei und ganz nach Belieben schalten. Also gebe ich dem bisherigen „ersten“ Jahrhundert einen anderen Namen und setze dann erst mit der Nummerierung ein. Dadurch bringe ich die Jahrhundertbenennung in Einklang mit der sinnlichen Zahlenwahrnehmung und dem natürlichen Empfinden. Die ganze Eintheilung der geschichtlichen Zeit in Jahrhunderte und deren nähere Bestimmung durch rechnerisches Abzählen ist ein gelehrter Brauch, der noch verhältnismäßig jungen Datums ist. Doch selbst ein höheres Alter wäre noch kein genügender Grund, an einer widersinnigen Einrichtung festzuhalten.

Breslau.

Gideon M. Dirsch.



Orleans. Illustriert von Chr. Speyer. Geh. 1 Mark, geb. 2 Mark. Verlag von Krabbe in Stuttgart.

Der vorhergehenden Serie von Schlachtenschilderungen aus der Zeit des Zusammenbruches der kaiserlichen Armee, die in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet sind, schließt sich diese neue aus der zweiten Hälfte des deutsch-französischen Krieges an; der Untergang der tapferen Milizheere Gambettas empfängt die dichterische Weiße. „Orleans“ umfaßt zwei fingirte Erzählungen, von denen die erste, „Voigny“, im Munde eines Nobilgardenoffiziers, die zweite, „Coulmiers-Beaugency“, im Munde eines Cadresoffiziers diese großen Erlebnisse schwungvoll dichterisch gestaltet. Doch auch die historisch-kritische Seite kommt zu ihrem Recht; die Dinge werden mit unparteilicher Treue vorgeführt, wie sie wirklich verliefen, nicht, wie unsere Chauvinistische Militärjünstelei sie darstellt. Ein weiteres Buch, „Belfort“, in ähnlicher Form folgt nächsten.

Charlottenburg.

Karl Bleibtreu.



Die Heiterethei. Ein thüringer Volksstück in drei Aufzügen (nach Otto Ludwigs gleichbetitelter Novelle). Leipzig 1900. Hermann Haacke.

Aus einem epischen Werk ein dramatisches zu gestalten, ist eine gefährliche Aufgabe, gefährlich um so mehr, wenn das epische Gedicht bereits die Weiße der Klassizität empfangen hat; denn unbewußt drängt sich dem Beurtheiler immer aufs Neue die geweihte Form in die Erinnerung und läßt ihn das Recht der neuen Form vergessen. Das habe ich an dem vorliegenden Stück empfunden. Die Wesensunterschiede des Epischen und des Dramatischen und die zwingende Nothwendigkeit verändernder Gestaltung für den Dramatiker hat Rudolf von Gottschall in seinen Besprechungen des Stückes besonders scharf nachgewiesen und die Aufgabe, die ich mir bei Beginn der Arbeit stellen mußte, richtig bezeichnet; es war die Aufgabe, losgelöst von der vorhandenen novellistischen Form einen Organismus mit eigenen, mit rein dramatischen Lebensgesetzen zu bilden. Wie weit Das gelungen ist, wird die Kritik meiner Arbeit zu prüfen haben. Mancher

Kenner der Novelle wird im Drama schmerzlich die lieblichen Details vermiffen, die Otto Ludwig in die Schilderung der kleinbürgerlich thüringifchen Verhältniffe einflchten konnte, er wird vermiffen, wie der Dichter aus der Seele des träumenden Kindes die Seele eines liebenden Weibes werden läßt und wie in vielfach ver-
 ſchlungenener Motivirung die beiden Träger der Handlung, das arme Annedörle und der wilde Holdersfrij, endlich zu einander geführt werden. Auch mir iſt das Herz ſchwer geworden, als ich unter den Forderungen der Bühne ſo Manches davon fallen laſſen mußte, und doch habe ich mir das Recht genommen, den Stoff dramatiſch aufs Neue zu geſtalten, weil ich der Meinung war, auch nach Abzug der erwähnten und noch anderer epiſchen Vorzüge werde ſo viel lebendige, ſchöne Wahrheit in den einfachen Ereigniffen und echten Charakteren zurückbleiben, daß ſie des ſelbſtändigen Lebens in dramatiſcher Form fähig ſein müßten. So habe ich denn die Handlung aus der alten Form in vorſichtiger Arbeit gelöſt, habe, was unumgänglich nöthig war, die Motive weſentlich vereinfacht, um ſie bühnendeutlich zu machen, und die Freude gehabt, daß bei den Aufführungen das Publikum und der größte Theil der Kritik ſich mir dankbar erwies. Der, dem ich es nicht recht gemacht habe, hat ſeinen Otto Ludwig nicht auf einen kurzen Augenblick vergeſſen, hat den Stoff nicht von der alten Form losgelöſt erblicken können. Damit hat er aber das Drama nicht als ein ſelbſtändiges Weſen, ſondern nur als einen Extrakt der Novelle erfaßt, — und Das darf es doch wohl nicht ſein wollen. Wer dem Stück gerecht werden möchte, Der mag den Verſuch wagen, den Stoff ganz aus der alten Form herauszudenken, als habe er geſtern wie ein neues Ereigniß im ſaalfelder Lokalblättchen geſtanden; dann wird er vielleicht die dem Bühnendichter möglichen Andeutungen der Charakterentwickelungen genügend und zweckentsprechend, die veränderten Motivirungen in der Handlung im Weſen der dramatiſchen Form begründet und die Menſchen auch des Stückes liebenswerth finden und ſo dem thüringer Dramatiker, der die Bewohner ſeiner heiteren Heimath der Bühne gewinnen wollte, neben dem klaſſiſchen epiſchen Schilderer thüringer Weſens ein Lebensrecht einräumen.

Leipzig.

Dr. Heinrich Welter.



Alte und neue Männer.

In neuer Reichskanzler! Die Börſianer hören, ohne eine Miene zu verziehen, die Botſchaft. Am Ende wieder als Träger nomineller Verantwortlichkeit ein Reichsbeamter, der auf das Recht einer eigenen Meinung verzichtet und in dem jeweiligen Fahrwaſſer flott, ſehr flott mitdampft! Die früher ſelbſtändigſte Perſönlichkeit, die einzige, die eine Krollmie zu ziehen vermag, blickt mißmuthig umher: Herr von Miquel. Sein Rath ſcheint nicht mehr beansprucht zu werden. Er kennt die Wirthſchaftsverhältniſſe des deutſchen Reiches gründlich. Mag er noch eine Weile ſeine Dienſtpflichten erfüllen oder nicht: ihm macht die Miniſterthätigkeit keine Freude mehr. Und ſeine preußiſchen Kameraden? Wer kümmert

sich um ihre Namen? Wer fragt nach ihrem Schicksal? Die Erbskleiber höchstens. Sonst Niemand. Ob sie gehen, ob sie bleiben: der deutschen Volkswirtschaft kann es im Grunde gleichgültig sein. Das sogenannte Wohl des Staates wird ihnen sicherlich am Herzen liegen, denn sie sind gute Preußen und erscheinen noch pünktlich an ihrem Bureauisch. Doch überall, in der Wilhelmstraße und ihrer Umgebung, fehlt es an Muth und Initiative, für die freilich das Verfügungsrecht über selbstständige und kräftige Gedanken die unerläßliche Vorbedingung wäre. Manchmal rafft sich noch einmal der preussische Handelsminister zu einer Meinungsäußerung auf. Aber wie vergeistert er sich dabei in der Sache und in der Form! Ein kleines Beispiel kennzeichnet mitunter die Auffassung hoher Herren von ihrem Beruf, den wirthschaftlichen Fortschritt des Volkes zu fördern. Der Börsenausschuß, eine vom Börsengesetz geschaffene Instanz, die beim Reichsamt des Innern eingesetzt ist, hat eine Entscheidung getroffen, die jedem Kenner der Börsenverhältnisse unfassbar ist; darauf kommt es aber einstweilen nicht an. Der Handelsminister ist verpflichtet, den Handelsvertretungen von dem Beschluß des Börsenausschusses Kenntniß zu geben. Das genügt dem Thatendrang dieses hohen Beamten aber nicht. Er knüpft an die ihm zutehende Mittheilung im Ton eines Oberfeldherrn Weisungen und persönliche Rathschläge, die — abgesehen von ihrer verletzenden Form — sich mit dem Börsengesetz selbst nicht in Einklang bringen lassen. Darob regt sich die Spottlust; und da der eifrige Herr als Mitglied des Staatsministeriums immerhin auch die Staatsautorität für sich in Anspruch nehmen darf, so untergräbt er selbst bei loyalen Bürgern — und die Börslaner sind im höchsten Grade loyal — unbewußt das Ansehen des Staates, statt es bewußt zu stützen. Nach einer anderen Richtung ist unter der Regide des Ministers Dresfeld ein Vorstoß unternommen worden, der Anerkennung verdient, nämlich zu Gunsten einer Ausdehnung des Handelskammerwesens. Die Anregung rührt von einem gar nicht beamteten Manne her, der die Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung kennt und aus dem Handelsstande hervorgegangen ist, von dem Geheimen Kommerzienrath Ludwig Max Goldberger in Berlin, dem Bearbeiter mancher Ministers. Der Ruhm der Regierungvertreter, die mit ihren eigenen Gedanken hinterm Berge halten, ist schon gesichert, wenn sie nur hören können und wollen, was die zuweilen bis zur rechten Stelle durchdringende Volksstimme vernehmlich ausspricht. Was von einer Reform des Börsengesetzes gelabelt wird, hätte nur Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wenn bei den Gesetzgebern auch thatsächlich der gute Wille wirksam wäre, sich an das schwierige Werk heranzuwagen. Die herrschende Stimmung ist aber so kühl, daß nur das eine Bestreben obwaltet, von jeder Neuerungssucht unberührt zu bleiben. Darum nützt den Handelsvertretungen herzlich wenig ihr Anknurren an den oder jenen preussischen Minister, zu Gunsten einer Reform seinen Einfluß — ja, es wird immer von „Einfluß“ gesprochen — beim Staatsministerium oder gar durch besondere Eingaben beim Bundesrath geltend zu machen. Bindende Zusagen sind noch nicht erfolgt und werden wohl auch nicht erfolgen; mündliche Versprechungen, zu denen sich ein Minister schon einmal hinreißen ließ, um eine Höflichkeit mit einer Höflichkeit zu beantworten, würden erst zu Weiterungen verpflichten, wenn sie in schriftlicher Form oder in Gegenwart volljähriger Zeugen abgegeben wären. Sonst können sie allzu leicht vergessen werden.

Ministern muß heute der Ehrgeiz genügen, gute Haushalter zu sein. Der klassische Meister dieser in Preußen mehr noch als im Reich schwierigen Kunst ist Herr von Miquel. Ihm muß jedes Hühnchen bluten. Er hat seine eigene Art, sich die herrschende Finanz- und Wirthschaftskrise nutzbar zu machen. Die Kaufleute, die bisher deutsche Reichs- und preussische Staatsanleihen als Unterpfand für die Gewährung von Zoll- und Steuerkredit bei den Steuerämtern hinterlegen mußten — beileibe keine Kurschwankungen unterworfenen Dividendenpapiere! —, müssen die Werthminderung, die nach empfindlichen Kursrückgängen auch in den Staatspapieren eingetreten ist, entgelten und sich eine Beschränkung des Kredits gefallen lassen. Härter kann auch ein um seine bescheidene Existenz besorgter kleiner Bankier nicht seine Kunden behandeln. Natürlich nimmt kein vernünftiger Kaufmann größere Kredite in Anspruch, als unbedingt erforderlich ist, — schon, um nicht übermäßige Kauttionen gewähren zu müssen. Er wird jetzt also sein Depot an Reichs- und Staatsanleihen verwechseln und in diesen Werthen neue Käufe vornehmen müssen, obwohl sie ihn als totes Kapital — zumal bei der jetzigen Geldknappheit — doppelt belasten und seine Bewegungsfreiheit hemmen. Er könnte aber eine Einschränkung des Zoll- und Steuerkredits nicht ertragen; deshalb erwirbt er neue Staatspapiere. Deren Kurs wird dadurch gehoben. Aber der Preis, die wirthschaftliche Schwächung der Schichten, die den lebhaftesten Handelsverkehr pflegen und leiten, ist doch ein Bißchen theuer. So feiert Herr von Miquel Triumph; und willig beugt sich die deutsche Menschheit seinem Finanzgenie. Leider aber werden die Staaten die ärmsten, deren Bevölkerung den größten Theil ihres Verdienstes auf dem Altar des Vaterlandes opfern muß. Eine dauernde Hilfe kann die schlaue Gewaltmaßregel des Ministers den Staatsfinanzen nicht bringen. Auch muß der Kurs der Anleihen wieder sinken, wenn die Mehrauswendungen befriedigt sind und nicht durch inneres Interesse des Publikums, das eine laulustige Stimmung erzeugt, neuer Appetit nach Konjols und Reichsanleihe erregt wird. Auf alle Fälle leidet das Ansehen der Staatspapiere. Der Ausschluß der Dividendenwerthe von der Hinterlegung zur Sicherung des Staates vor Verlusten läßt sich aber nicht länger rechtfertigen, wenn die Höhe der Kautionsumme je nach dem Kursstande der deponirten Papiere einer Revision unterworfen wird, ohne daß auch eine Aenderung in dem Kreditbedarf eintritt. Dem ersten Schritt vom Wege müßte bald ein zweiter und dritter folgen. Eigentlich müßten auch die Beamten Zugahlungen auf die von ihnen hinterlegten Kauttionen leisten, weil sich ja der Kurs der die Sicherheit bildenden Staatspapiere gesenkt hat. Das Vertrauen in die Stabilität der Reichs- und Staatsanleihen hat längst das Volk getrogen. Werden sie nun noch von einer mächtigen Staatsbehörde als unterwerthig betrachtet, so sind wir auf dem Wege zu einer Wirthschaftsreform angelangt, die eine verhängnißvolle Ähnlichkeit mit einer Verschlechterung der Münzgesetzgebung hat.

Der neue Reichskanzler wird seine Aufmerksamkeit auch preussischen Verhältnissen zuwenden müssen; im Gegensatz zu seinem Vorgänger ist er ja ein Preuße. Wer ihn kennt, weiß aber, daß seine Liebe dem Reich gehört, nicht dem, dessen letzte Garnisonorte Lindau und Memel sind, sondern dem „größeren“, von dem die Weltpolitiker unklar schwärmen. Flüchtig nur streift der Blick des Grafen Bülow die Pforten des Reiches als Wirthschaftsmacht: das industrielle Können, das gewerbliche Streben und

gesunde Währungsverhältnisse. Auch mit Gesetzgebung und Rechtsprechung wird er sich zufrieden geben. Die Reichsbank wird er ungestört lassen, den Parteien läßt er ihre Mäntelchen, die Landwirtschaft wird er mit Wohlwollen behandeln. Das Alles aber sind dem neuen Kanzler doch nur querelles allemaltes. Ihn zieht es hinaus aufs Weltmeer. Neue Schiffe, Seefoldaten, Kolonialarmee, neues Land: Das ist das Programm, bei dessen Ausführung er des Beifalls seines kaiserlichen Herrn, an dem ihm natürlich am Meisten gelegen ist, sicher sein darf. Auch solche Kühnheit — soll diese Auffassung der Pflichten sich praktisch bethätigen — erfordert empfindliche Opfer. Aber einem in Akhalipatriotismus ersterbenden Volke kann es nicht schwer fallen, an seine Ueberzeugung kostbares Gut zu wenden. Blickt Graf Bälow wirklich mit Ernst in die Zukunft des ihm anvertrauten Reiches, so müßte er freilich dessen Kräfte schonen, nachdem eben erst die zum Nothnagel für alle erotischen Phantasien herangezogene Lamentos-Konjunktur ein jämmerliches Fiasco erlitten hat. Flottenmehrung und Veresstärkung fordern unfruchtbare Anlagen des ohnehin knappen Kapitals und sollten daher nicht über die dringendsten Bedürfnisse der Landesverteidigung hinaus erstrebt werden; sonst verbauen sie durch die von ihnen beanspruchten Mittel der werththätigen Bevölkerung die Pforte zu erfolgreicher Arbeit und ersprießlichem Waarenaustausch. Der neue Kanzler besitzt die Geschmeidigkeit, um mit Rußland und Oesterreich, Frankreich und Belgien, England und den Vereinigten Staaten Handelsverträge abzuschließen, die uns viel geben und wenig nehmen. Aber es ist fraglich, ob er ein solches Werk, mag ihn auch die Höhe und die Bedeutung der Aufgabe locken, für kostlich genug halten wird, um feinewegen den Horn und die ewige Feindschaft des feudalen Preuchenthumes gegen sich herauszubeschwören. Die politische Klugheit muß einen Minister, besondere einen Premier und Kanzler, treiben, sich im Volk und im Parlament eine sichere Gefolgschaft und feste Mehrheit zu schaffen, die ihn über die Fährniß von Bestimmungen hinwegführen kann. Bei diesem Rähen würde sich aber Graf Bälow von vorn herein in einen gefährlichen Zwiespalt bringen. Er würde von den Parteien, denen er seiner ganzen Erziehung und Denkweise noch am Nächsten steht, verlassen, gemieden sein, sobald er in Konsequenz seiner einem „größeren Deutschland“ geltenden Forderungen handelsfreundschastliche Beziehungen zwischen Deutschland und dessen Konkurrenten auf dem Weltmarkt fördern wollte. Aber Graf Bälow wird auf die Vergeßlichkeit und Vertrauensseligkeit des deutschen Volkes bauen können. Er wird sich Schiffe und Soldaten bewilligen lassen, aber die Quittung wahrscheinlich ad calendas graecas vertagen. Einstweilen wird nur die chinesische Rechnung dem deutschen Volk vorgelegt werden. Ist das Yangtse-Thal als Einnahmeposten verbucht, so mögen wir uns zufrieden geben. Dort haben die deutschen Kaufleute schon jetzt einen Waarenumsatz im Werthe von mehr als hundert Millionen Mark jährlich; fast alle Lieferungen für die chinesischen Behörden in den hier gelegenen fruchtbarsten und bestverwalteten Provinzen werden von Deutschen ausgeführt oder doch vermittelt. Vielleicht kann uns da wenigstens der neue deutsch-englische Vertrag nützlich werden. Graf Bälow wird zeigen können, ob er der starke Mann ist, der uns China öffnet, statt es uns zu vertheidigen. Für die innere deutsche Volkswirtschaft ist er vorläufig eine unbestimmbare Größe.



Onkel Chlodwig.

Preußen hat mit den Hohenlohes kein Glück. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen war einer der Besiegten von Jena und ergab sich am achtundzwanzigsten Oktober 1806 mit fast zwölftausend Mann einem viel kleineren französischen Truppentheile, den Murat anführte. Sein Sohn Adolf, der als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern der Ministerpräsident der Neuen Aera wurde, war ein kränklicher, gebrochener Mann, überließ die eigentliche Geschäftsführung dem Finanzminister von der Heydt und beschränkte sein Wirken auf kleine Konzessionen und Gefälligkeiten, die, nach Bismarcks derb treffendem Wort, wie ein Schnaps die erlahmende Fortschrittspartei stärkten. Er konnte den von der Kammermehrheit gewollten Kampf für die Krone nicht durchsetzen, scheute jede ernste Verantwortung, rieth dem König zur Nachgiebigkeit und verschwand, in Herzensangst vor dem drohenden Konflikt, am vierundzwanzigsten September 1862 ruhmlos, als ein verhöhnter Mann, vom Schauplay. Der Dritte des von der fränkischen Burg Holsloch stammenden Geschlechtes, der in Preußens Geschichte eine Rolle spielte, war Fürst Chlodwig zu Hohenlohe Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey. Er hat fast sechs Jahre lang die Titel des Reichskanzlers und des preussischen Ministerpräsidenten getragen, hat diese Titel mit einer Gründlichkeit entwerthet, die vorher Niemand für möglich gehalten hätte, und hat sich, als er von seinem Thun und besonders von seinem Unterlassen vor dem Reichstag Rechenschaft ablegen sollte, aus dem Staube gemacht, wie es die Ingelfinger 1806 und 1862 gethan haben. Er ist, auch darin Friedrich Ludwig und Adolf Hohenlohe ähnlich, gewiß nicht ganz freiwillig gegangen; denn er liebte den Schein der Macht und ängstete sich vor der Pensionirung, die so oft schon dem dürrn Senfmann eine Greisenthür aufschloß. Aber er durfte sich gerade jetzt nicht aus dem Weg stoßen lassen, er mußte darauf bestehen, die in diesem Sommer eingerührte Suppe selbst auszuzessen. Und wenn er wider seinen Willen weggeschickt wurde, dann mußte er den falschen Schein freien Willens meiden. Von den Eigenschaften, die politischen und militärischen Führern am Wenigsten fehlen dürfen, haben die drei preussischen Würdenträger vom Stamm Hohenlohe keine einzige gezeigt. Persönlichen Muth mögen alle Drei gehabt haben; sobald sie aber mit schwerer Verantwortung bebürdet waren, sank ihnen an schwarzen Tagen das Ritterherz in die Hosen.

Chlodwig konnte, wie Adolf, mildernde Umstände für sich geltend

machen. Er war, als er Ministerpräsident und Kanzler wurde, ein morscher, zu anstrengender Arbeit unfähiger Mann. In der Rede, die vom Reichstag die Bewilligung eines dritten Direktors für das Auswärtige Amt erbitten sollte und deshalb die Geschäftslast dieses Amtes ausführlich schilderte, sagte Bismarck schon im Dezember 1884: „Nach Herrn von Bülow habe ich die Gefälligkeit des jetzigen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, in Anspruch genommen, um eine Zeit lang die Geschäfte zu versehen. Der Fürst hat sich mit der ihm eigenen Zuvorkommenheit und Hingebung für den Dienst dazu bereit finden lassen; aber schon nach einem halben Jahre mußte er erklären, daß die damit verbundene Geschäftslast seine Kraft und Gesundheit überstiege, und hat demnächst abgelehnt.“ Später wurde er zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt. Für diese Repräsentantenrolle paßte er; noch besser hätte er unter den Regentenbaldachin eines stillen Mittelstaates, am Besten auf den Thron von Monaco gepaßt. Doch schon gegen Ende der achtziger Jahre hatte Bismarck den Eindruck, daß im straßburger Statthalterpalast ein gar zu bequemer Herr hause, und ein Redakteur der Kölnischen Zeitung wurde als unbeglaubigter Botschafter in den Elsaß gesandt, um die Stimmung zu erspähen und, wenn es nöthig war, den müden Mann aufzusuchen. Immerhin ging die Sache noch. Die eigentliche Arbeit leistete der gewandte Staatssekretär von Puttkamer, der das Land genau kennt; und der Fürst zu Hohenlohe hielt Hof. Er war stets ein galanter Herr von merkwürdig wechselnden Neigungen; in Paris werden von seinen Boulevardfahrten noch jetzt wunderbare Geschichten erzählt. Als Statthalter verschlang er die neuesten französischen Romane, knabberte auch ein Bißchen an Niezische herum und war sehr stolz auf seinen „literarischen Salon“, dessen werthvollster Schmuckgegenstand die ungewöhnlich begabte Dichterin Alberta von Puttkamer war. Dieses behagliche Grandseigneurleben dauerte bis in den Oktober 1894. Und nun sollte der Mann, der sich vierzehn Jahre vorher für die Leitung des Auswärtigen Amtes nicht kräftig genug gefühlt hatte, Reichskanzler und Ministerpräsident sein. Er zögerte, dem Ruf seines Kaisers zu folgen. Als ihm aber die Wahl gestellt wurde, die neuen Würden auf sich zu nehmen oder aus dem Reichsdienst zu scheiden, wählte er die Wilhelmstraße. Diese Herren sind sämmtlich Kinder Sansaras und weltlichem Ehrgeiz unterthan. Auch der Graf von Caprivi hatte, als ihm die Sonne schon sank, mit selbigem Lächeln ins Ohr einer Freundin geflüstert: „Macht ist doch süß!“ Der schillingfürstliche Herr konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Namen ins Goldene Buch der deutschen Geschichte zu schreiben.

Es ist ihm schlecht bekommen. Gleich nach seiner Ernennung wurde hier gesagt, die Ständesgewöhnung des neuen Kanzlers müsse Bedenken erregen, die gesellschaftliche Sonderstellung eines mediatisirten Fürsten, die ihn aus der sozialen Gemeinschaft allzu hoch heraushebt und ihm die Erfahrungen aus der rauhen Wirklichkeit des praktischen, ringenden und erwerbenden Lebens schwer zugänglich macht. Auf der Trümmerstätte des Caprivismus zu bauen, war nicht leicht; diese Aufgabe forderte eine schöpferische Natur, einen rüstigen, aufrechten, rücksichtslosen Entschlusses fähigen Mann, der hoffen durfte, das Nichtsest des Hauses noch zu erleben, dem er den Grundstein gelegt hat. Und als man den kleinen Greis, der noch älter schien, als er war, nun zum ersten Male am Bundesrathstische sah, mit dem müde auf den eingesunkenen Leib herabhängenden Haupt, da glaubte man, statt eines selbständigen Leiters der Reichsgeschäfte, einen Geheimen Kabinettsrath vor sich zu haben, der nur *pro informatione*, im Auftrage seines Souverains, den Verhandlungen folgt, ohne persönlich irgendwie daran interessirt zu sein. Dann sprach er, las mit schleppender, schwer verständlicher Stimme von kleinen Zetteln Banalitäten ab; und staunend blickten die Nachbarn einander an: Der soll Reichskanzler sein? . . . Er ist es sechs Jahre lang geblieben und hat beim Abgang jetzt, wie die Franzosen sagen, eine leidlich gute Presse gehabt. Warum auch nicht? Er hat keinen Menschen gekränkt, ist keinem durch geistiges Uebergewicht unbequem geworden. Im Jahre 1869 hatte er Europa gegen das Vatikanische Konzil zum Kampf aufgerufen. Darin, sollte man meinen, war das Symptom einer Weltanschauung zu erkennen. Im Jahre 1894 sagt er dem Centrum, er habe es damals nicht so böse gemeint und werde jetzt ganz artig sein. Den Liberalen blinzelte er freundschaftlich zu und ließ sie merken: wenn es nach ihm ginge, würde ihr Weizen blühen. Und um die Gunst der angeblich noch immer Konservativen braucht ein neuer Kanzler und Ministerpräsident nicht erst zu buhlen. Sein Hauptvorthail aber war, daß er so ganz ungefährlich, so mitleidenswerth kümmerlich schien. Die Abgeordneten sprachen von ihm wie die Treiber bei der ersten Leylinger Hofjagd, die er mitmachte. Erster Treiber: „Du, welches ist denn nun der neue Kanzler?“ Zweiter: „Na, Der da, der Kleine, dem das Laufen so schwer wird.“ Erster: „Der?! . . . Jottedoch!“ Bismarck hat über diesen Hofwitz noch herzlich gelacht.

Der dritte Kanzler war zu schlau, um in den Fehler des zweiten zu verfallen. Er war eifrig, allzu eifrig bemüht, sich gut mit Bismarck zu stellen. Er hatte nach dem März 1890 die Schwelle des Berühmten nicht mehr be-

treten, hatte den Verkehr auf höfliche Glückwunschbriefe zu den Festtagen beschränkt, ließ sich jetzt aber als einen Freund des Gestürzten, dem er persönlich nie nah gestanden hatte, in der Presse preisen. Und Bismarck hielt ihn für einen Gentleman, den er ungern angegriffen sah. Später freilich schüttelte er häufig den Kopf, lobte Caprivi's plumpe Rücksichtslosigkeit, die vorhandene Gefahren wenigstens nicht unter Guirlanden verbarg, und citirte, wenn der Herr der Wilhelmstraße gar so jammervoll über die Schwierigkeit seiner Stellung klagte, Tyranos Wort: *Mais que diable allait-il faire en cette galère!* Sein helles Augr sah früh, daß auch der neue Mann das Vieb nicht blasen könne. Und schließlich merkten es auch die Anderen. Zuerst wurde der preußische Ministerpräsident, dann der Reichskanzler aus dem politischen Betriebe ausgeschaltet. Für die preußischen Behörden schien der Präsident des Staatsministeriums schon lange nicht mehr zu existiren. Bei wichtigen Fragen hieß es: „Wenden Sie sich an den Finanzminister!“ „Alles kommt darauf an, wie der Finanzminister sich zu der Sache stellt.“ Und die paar Leute, die bis zum Fürsten Hohenlohe vorgebracht waren, kamen verstimmt zurück. Sie hatten ihn beim neuesten *Prévost* oder *Louys* gefunden. Er hatte über sein an Aerger und Unbequemlichkeit aller Arten reiches Leben geklagt und die Vorzüge der pariser und straßburger Tage gerühmt. Unmöglich, irgend eine wirthschaftliche Frage zu erörtern. Währung, Zollcredit, Transitlager, Termingeschäfte, Tariffragen: die Besucher hatten den Eindruck, daß dieses ganze Gebiet ihrem durchlauchtigen Wirth ein böhmisches Dorf sei. Woher sollte der bayerische Standesherr, der es bis zum Assessor gebracht und nur im diplomatischen Dienst einige Erfahrungen gesammelt hatte, dieses Gebiet auch kennen? Er selbst hat scherzend einmal erzählt, er habe Karriere gemacht, weil er immer einen guten schwarzen Rock angehabt und den Mund gehalten habe. Einen guten Rock hatte er auch jetzt noch an. Aber nun mußte er reden. Und Das war schlimm für ihn.

Mit seinem Reden und Handeln war nicht viel Staat zu machen. Man konnte wohl verkünden, die Reform der Militärstrafprozessordnung sei eine hohentlohische Originalleistung; aber die politisch Wachen wissen ja, daß diese Reform der tapferen Energie des Herrn Bronsart von Schellendorff zu danken ist. Man konnte dem Kanzler auch das Bürgerliche Gesetzbuch in die Verdienstliste setzen; aber solches Mühen wurde ehrfurchtlos verlacht. So mußte mit einer neuen Legende ein Versuch gemacht werden. Der Reichskanzler, sagten die dem Fürsten Hohenlohe Getreuesten, kann zwar unter den obwaltenden Umständen nichts Positives leisten; doch welcher

fürchterlichen Pläne Ausführung hat seine Weisheit schon verhindert! Das war ein guter Einfall, denn das Hemmungvermögen eines Ministers kann kein Mensch kontrolliren. Aber ohne Beweis glauben wir oft Getäuschten solchen Behauptungen nicht. Für uns ist der Heros des Verhinderns einfach der Mann, der das Voetticher-Attest, diese herrliche Frucht kollegialer Gerichtsbarkeit, der staunenden Welt vorlegte, der das Wort vom allzu schnellen Tempo der Sozialreform sprach, Beamte zur Strafe für ihre der Abgeordnetenpflicht entsprechende Abstimmung aus den Aemtern jagte und die Umsturz-, Zucht- haus- und Heinge-Vorlage in den Reichstag brachte. Für uns bleibt er der Mann, der nie den winzigsten selbst gefundenen Gedanken aussprach, nie auch nur den Schein des ernstesten Arbeiters wahrte, nie dafür sorgte, daß die Wahrheit hüllenlos an den Thron kam, immer zu Festen gestimmt schien und, während er für die Firma des Deutschen Reiches verantwortlich war, die betrübendsten, unheilvollsten Dinge geschehen ließ.

In dem Telegramm, das 1894 den Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg als Statthalter nach Straßburg berief, hatte der Kaiser den dritten Kanzler Onkel Ehtodwig genannt. Der Name ist ihm geblieben. Unzählige Wige wurden über ihn gemacht, namentlich, seit er gar nichts mehr von den Vorgängen erfuhr, seit die Verworrenheit und Anarchie der Verwaltung offenbar wurde und der allein verantwortliche Reichsbeamte, während in Berlin die wichtigsten Entscheidungen fielen, wohlgenuth auf seinen russischen Gütern saß. Da hielt er sich besonders gern auf. Weil Onkel Ehtodwig Reichskanzler geworden war, hatte der Zar ihm, dem Ausländer, der in Rußland eigentlich keinen Grundbesitz haben durfte, erlaubt, den Güterkomplex von Werli noch ein paar Jahre zu behalten. Jetzt, da er das Ende der Kanzlerschaft nahen fühlte, mußte der gute Hausvater sich bemühen, möglichst schnell einen annehmbaren Preis herauszuschlagen. Das ist ihm gelungen. Er braucht also nicht mit Bedauern auf die Zeit des berliner Glanzes zurückzublicken und ein neuer Wildenbruch kann ihm ein Scheidelied singen, das mit dem Vers beginnen mag: „Du gehst von Deinem Werli“... Verhaßt war er nicht; dazu war er zu klein, hat er das Auge zu wenig geärgert. Unbedeutenden, kraftlosen Ministern bewahren die Völker stets einen Rest von Bärtlichkeit; damit dankt die Masse Dem, der sie nicht zu beherrschen vermochte. Der erste Kanzler hatte viele, der zweite einzelne Feinde; den dritten sieht man mit einem mitleidigen Lächeln scheiden, ohne Groß, ohne Vorwurf, — aber auch ohne innere Achtung seines sechs-jährigen Wirkens. Soll man den armen alten Onkel Ehtodwig etwa noch mit hartem Wort schelten? Zottedoch!